

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Der Erbsenhandel

Von Will Vesper

Zu Frankfurt am Main saßen eines Tages gegen Abend viele wackre Gesellen beim Wein, zechten und waren guter Dinge. Der Wirt, Wolf Steinmetz, saß auch bei ihnen. Da kam in den Hof der Wirtschaft, hoch zu Ross, ein fremder Reiter. Alle liefen ans Fenster und schauten ihm zu, wie er absprang und das Ross in den Stall führen ließ.

„Das ist ein schönes Tier“, sagte der Wirt. „Das ist unter Brüdern einen Bahren Geld wert.“ Alle lobten den schönen Hengst. Da trat der Fremde in die Stube und setzte sich zu den Kumpanen.

Nach einer Weile sagte der Wirt: „Ihr habt da einen schönen Hengst.“

„Wollt Ihr ihn haben?“ sagte der Fremde, „er ist mir feil.“

„Ja“, sagte der Wirt, der ein Geizhals und Goldschaber war, „aber die Pferde sind zu Frankfurt jetzt nicht viel wert.“

„Ich gebe das Tier auch billig“, sagte der Fremde. „Ich war vorher Soldat, aber nun will ich ein Handelsmann werden.“

„Womit wollt Ihr denn handeln?“ sagte der Wirt.

„Mit Erbsen“, sagte der Fremde.

„Da könnt Ihr ein paar Sontner von mir haben“, sagte der Wirt.

„Gut“, sagte der Fremde, „da können wir ja tauschen. Ihr nehmt das Pferd und ich bekomme die Erbsen.“

Der Wirt, der ein gutes Geschäft witterte, war gleich bereit und sagte: „Wieviel Erbsen wollt Ihr?“ Alle hörten zu und staunten, daß der Bursche das gute Pferd um Erbsen verkaufen wollte. Er ist wohl närrisch, dachten sie.

„Gebt wohl Obacht“, saate der Fremde: „Mein Pferd hat vier Beine, das wißt Ihr; an jedem Bein einen Fuß, an jedem Fuß einen Huf und an jedem Huf ein Eisen. Jedes dieser Eisen ist mit acht Nägeln festgemacht. Vier mal acht, das

sind zweitunddreißig. Und diese Nägel verkauf ich.“

„Ihr seid ein Witzbold“, sagte der Wirt. „Das Pferd will ich und nicht die Nägel.“

„Wer die Nägel kauft“, sagte der Bursche, „dem geb ich das Pferd drein.“

„Das ist etwas anderes“, sagte der Wirt, „und was kosten die Nägel?“

„Für den ersten Nagel“, sagte der Bursche, „gebt Ihr mir eine Erbse, für den zweiten Nagel zwei Erbsen, für den dritten vier, für den vierten acht und für den fünften sechzehn und so fort. Immer für den nächsten Nagel die doppelte Zahl, bis zum zweiunddreißigsten.“

Donnerwetter, denkt der Wirt, das ist ein Narr. Das Pferd muß ich haben. Ich will ihm noch einen Sack Erbsen drein geben.

„Topp!“ sagte er, „das ist abgemacht. Dafür kauf ich das Pferd.“

„Abgemacht“, sagte der Bursche, „die Herren hier sind Zeugen.“

„Das sind wir“, sagten alle, die dem seltsamen Handel zuhörten. Der Wirt und der Bursche schüttelten sich die Hände und nun war das Geschäft richtig.

„Nun rechnet das ein bißchen mit Kreide hier auf dem Tisch aus“, sagte der Wirt. „Ich bin im Kopfrechnen schwach. Und wenn Ihr es heraus habt, so können wir das meinetwegen noch ein bißchen abrunden, daß der Sack voll wird. Aber das Geschäft gilt.“ — „Das gilt“, sagte der Bursch, nahm die Kreide und fing an zu schreiben; aber untereinander und zum Zusammenzählen: 1 — 2 — 4 — 8 — 16 — 32 — 64 — 128 — 256 — 512. Der Wirt schmunzelte dazu. „Für wieviel Nägel ist das schon?“ sagte er.

„Für zehn Nägel, Herr Wirt.“

„Bleiben nur noch zweiundzwanzig Nägel, aber Ihr habt ja kaum ein Liter Erbsen beieinander. Der Handel gilt, Herr Reiter!“

„Der Handel gilt, Herr Wirt!“
 „Also weiter, der erste Nagel.“
 Der Reiter schrieb: 1024 — 2048 —
 4096 — 8192 — 16 384 — 32 768 —
 65 536 — 131 072 — 262 144 — 524 288
 — „Halt!“ rief der Wirt, „um des Him-



Das wird ein teures Pferd werden, dachte der Wirt.

mels willen. Wieviel Nägel sind das jetzt?“

„Zwanzig“, sagte der Reiter.

„Aber der zwanzigste kostet ja allein eine halbe Million Erbsen“, sagte der Wirt. „Das ist zu teuer.“

„Sie können nicht alle nur eine Erbse kosten“, sagte der Reiter.

„Aber das Beste kommt jetzt erst. Der Handel gilt, Herr Wirt.“

Das wird ein teures Pferd werden, dachte der Wirt. Die Augen hingen ihm vor dem Kopfe, als ständen sie auf Stäbchen, wie bei gewissen Fischen. Aber der Reiter rechnete und rechnete, und die Zahlen wuchsen und wuchsen wie ein Bandwurm und bedeckten den ganzen Tisch. „Noch einen Tisch her“, sagte der Reiter, „dieser ist nicht breit genug.“ Der

Wirt wischte sich den Schweiß herab. „So!“ sagte der Reiter, „das war i zveiunddreißigste Nagel.“ Und da stand eine Zahl, lang wie ein Paternoster.

Der Wirt versuchte zu lächeln und sagte: „Das ist wirklich ein guter Wis. Soviel Erbsen wie Ihr allein für diesen Nagel ausgerechnet, gibt es ja in ganz Frankfurt nicht, und da sind doch auch noch die anderen Nägel.“

„Das mag sein“, sagte der Reiter, „ich will auch im großen handeln und an die Kaiserliche Armee liefern.“

„Aber ich soll das doch nicht bezahlen?“ sagte der Wirt. „Behaltet Euer Pferd. Ich habe ohnedies keine Verwendung dafür.“

„Oho“, sagte der Reiter, „so war die Wette nicht. Dies war ein ehrlicher Handel und die Herren sind Zeugen.“

„Zawohl“, riefen alle, „wir sind Zeugen“, denn sie gönnten dem geizigen Wirt den Reinfall. Jetzt wurde der Wirt klein und sagte: „Ihr habt uns gut unterhalten. Ich will Euch dafür die Zeche schenken und damit laßt es gut sein.“

„Nichts da“, sagte der Reiter, „liefert die Erbsen oder bezahlt sie.“ Da bot der Wirt zwanzig Gulden, daß der Reiter nur von dem Handel abstände, aber der drohte mit der Justiz und alle sagten: „Der Reiter wird den Prozeß gewinnen. Der Wirt wird ein Bettelmann. Aber das Pferd kriegt er.“

Zuletzt bot der Wirt fünfzig Gulden und dann sechzig und am Ende hundert. — „Nun gut“, sagte der Reiter, „zahlt hundert Gulden, dann ist der Handel ungültig und ich will das Pferd behalten und Euch die Erbsen lassen.“ Der Wirt war noch froh, daß er so davon kam. Der Reiter bezahlte den Kumpanen eine Zeche, strich seine schönen Gulden ein und ritt davon. Aber der Wirt hat von da an nie mehr mit Erbsen gehandelt und nicht einmal Erbsensuppe konnte er mehr essen. Er wurde immer gleich wütend wie ein Puterhahn, wenn er nur irgend etwas von Erbsen hörte oder sah.

Hans im Glück

Von Hans Friedrich Blund

Klaus Hawerfeld findet zwischen den Erlen den rechten Platz, um heimlich die Angel auszuwerfen. Die Kühe, die im letzten Jahr von der Koppel herüber weideten, hatten einen Weg zum Wasser freigehalten. Jetzt steht das Feldstück unter Roggen und die alte Tränke ist zu einer dichten Rasentreppe geworden.

Auf einmal, wie Hawerfeld gerade Jacke und Schuhe abwirft und es sich behaglich einrichten will, sieht er drüben im Busch einen anderen Angler, der ihn schon eine Weile beobachtet. Und weil der Schelm sich über das Fischereirecht nicht recht im klaren ist, tut er, als wolle er nur eben im Wasser plätschern, holt mit den nackten Zehen einige Teichmuscheln herauf, öffnet eine und wirft sie wieder weg.

„Die solltest du lieber liegen lassen“, sagt der von drüben und schiebt den Kopf vor. Man kann jetzt sehen, es ist ein Berufsgenosse, ein alter graubärtiger Speder, der sich Karauschen fängt. Hawerfeld gewinnt Mut, er hängt seine Angel geruhig ins Wasser und nickt dem andern fröhlich zu. „Warum soll ich die Muscheln liegen lassen?“ fragt er übermütig. „Ich hörte mal, die Leute hätten Perlen drin gefunden, als die Zeiten noch besser waren.“

Der Landstreicher bricht einen Zweig ab. „Da kann man sogar heute noch welche drin finden, sag ich dir.“ Er wedelte vorsichtig mit dem Busch und scheucht sich die Fliegen fort. „Und einer, dem das geschehen ist, sitzt dir gegenüber. Aber es klebt Unglück dran, das haben die Leute früher auch schon gewußt. Ich sah keine Muschel wieder an.“

„Das könntest du mir mal erzählen“, sagt Hawerfeld ungläubig. Aber weil es schließlich einerlei ist, ob die Geschichte wahr oder gelogen ist, wenn es nur recht bunt darin zugeht, setzt er sich breitbeinig, rückt die Angelrute zurecht, sucht im Tabaksbeutel nach einigen Krumen und zündet sich erwartungsvoll ein Pfeifchen an. Er merkt, der andere brennt darauf,

zu reden, und das kommt ihm nicht ungelegen.

„Die Geschichte hat nämlich in einer dieser Kullen angefangen“, beginnt der Landstreicher und schiebt den hageren, weißstoppeligen Kopf aus dem Gebüsch



„Die Geschichte hat nämlich in einer dieser Kullen angefangen“, beginnt der Landstreicher.

hervor. „Da war ein alter Lippelnder, Puusbad nannten wir ihn, der hatte mir gezeigt, wie man die Muscheln aufmacht; nur ganz wenig, damit sie weiterleben, nicht so plump, wie du eben eine geknackt hast.“

Hawerfeld steckt den Vorwurf ein, er ist wißbegierig. „Du hast wirklich was gefunden?“

„Und das ist so gekommen“, — noch ein Ruck näher zum Teich, der Landstreicher will es beim Reden bequem haben. „Also stell dir vor, du sitzt wie heute beim Angeln und läßt dabei, weil es ein heißer Tag ist, die Füße ins Wasser rutschen. Und du fühlst ein paar Muscheln zwischen den Zehen, genau so, wie es dir eben ging, und denkst vor Langerweile an

Puusbad und sagst dir: Sieh doch einmal nach, was drin ist.

Eine Muschel, zwei Muscheln, drei Muscheln — was siehst du? Da liegt, wahrhaftigen Gottes, eine dicke gläserne Perle zwischen den Schalen."

Der Landstreicher schnaubt vernehmlich, er wiederholt die Worte, damit sie um so gründlicher wirken. „Eine Muschel, zwei Muscheln, drei Muscheln —“

„Eine Perle, eine wirkliche Perle?“ stöhnt Hawerfeld.

„Aber damit war denn auch das Glück vorbei“, quält ihn der andere.

„Erzähl doch“, drängt Hawerfeld, „was hast du damit gemacht?“

Der Alte starrt tiefsinnig ins dunkle Wasser, gleichsam als läge alles, was noch kommen wird, darin verhohlen. Dann hebt er die Lider, streicht mit dem Aermel über die heiße Stirn und holt tief Atem. „Du kannst dir denken, was für ein Geschrei die Welt wegen der Perle gemacht hat. Erst die Zeitungen, dann der Mann, dem Grund und Boden gehörten, denn ein ehrlicher Kerl bin ich



Und ich sag, die Frau war eine gute Frau, wir sind mit dem Wagen von Dorf zu Dorf gefahren, das war ein lustiges Leben.

nun mal. Und ich wäre das Ding sonst auch nicht losgeworden.

Endlich ist ein Kaufmann aus der Stadt, der damals hier herum wohnte, zu mir gekommen. Und er hat gesagt, er

wollte mir den Fund eintauschen. Was glaubst du? Er hat mir eine Kate drüben am Dorftrand für die Perle gegeben und noch eine Kuh und ein Stück Kartoffelland dazu. So wahr ich lebe, das hat er getan! Und vielleicht hat er immer noch seinen Verdienst dabei gemacht; aber er sagte, er sei ein rechtlicher Mann und wolle mein Bestes."

Hawerfeld nickt offenen Mundes. Das so etwas noch möglich ist!

„Du kannst dir vorstellen, ich war guter Dinge und dachte, ich könnte nun in den Tag hinein leben.“ Der Alte seufzt. „Aber das kommt ganz anders nachher: Wenn man so was erst gefunden hat, dann stellt sich auch die Arbeit ein, Kollege! Die Kuh brüllt, das Feld kann nicht brach liegen bleiben, und du merkst auch, ohne Frau kann einer nicht wirtschaften, sonst zerreißt er sich vor Pladerei. Aber du meinst noch immer, du würdest es jetzt bald gut haben und Tabak und was anderes ist ja auch dabei übrig.“

„Und ein hübsches Weibsbild“, lacht Hawerfeld.

„Was soll man darüber sagen“ — jetzt redet der Alte in die leere Luft und bläst die Backen voll — „du kennst die Frauenzimmer wohl auch, Mann, und wie die freundlich tun und einem den Rock nähen und das Hemd waschen, wenn einer ledig ist und ein Haus dazu hat. Und du weißt vielleicht auch, was sie für ein Gesicht machen, wenn sie einen erst haben. Da heißt es bald den ganzen Tag: Los an die Arbeit und Wo hast du dich wieder herumgetrieben?“

Aber das war doch ein gutes Weib, das ich mir ausgesucht hatte, und fleißig und sauber war es, das muß ich zugeben. Aber sieh, Nachbar, immer die gleiche Bleibe, das ist doch nichts für unsereins.

Ja, und da ist es so gekommen: eines Tages fuhr ein Mann in einem großen schönen Wagen vorbei, der hatte Leitern und Mörser und Holzpantoffeln und solche Sachen verkauft, lauter feste sichere Ware, die ruhig mal auf die Erde fallen kann. Und er hat im Wagen eine kleine

Stube gehabt, und hat sich sein Essen drin gekocht. 'Marie', sag ich, das wär doch mal etwas für uns. Da können wir uns die halbe Welt ansehen, und weil ich mit den Leuten gut handeln kann, wollen wir bald reich werden.' Nun, erst hat sie geheult, aber dann hab ich dem Mann doch richtig den Wagen abgekauft mit allem, was drauf war — da war nämlich schon längst einer, der hatte es auf meine Rate abgesehen. Und ich sag, die Frau war eine gute Frau, wir sind mit dem Wagen von Dorf zu Dorf gezogen, das war ein lustiges Leben.

Wahrhaftig, es war ein lustiges Leben, aber es wäre vielleicht noch schöner gewesen, wenn man allein gewesen wäre. So ein Weibsbild denkt immer nur an Sparen, Sparen, wo wir doch von der Rate noch was übrig hatten und uns keine Sorgen zu machen brauchten. Und ich sollte das Geld immer gleich wieder auf die Seite legen, wenn wir verkauft hatten. Auch dann, wenn im Krug ein paar lustige Kerle saßen und vielleicht alte Freunde dabei waren, die man doch nicht umkommen lassen darf.

Ich glaub, wir verstanden uns nicht. Und eines Tages hielt das Pferd es auch nicht durch. Und der Wagen war leer und ich hatte es über; man ist doch nun mal ein lustiger Braunschweiger, das ist doch so.

'Marie', sag ich also, ich merke schon, das Fahren ist nicht das Richtige für dich.' Und weil sie noch einiges in der losen Hand hatte und weil es uns eines Tages so gut gefiel, als wir über einen Fluß übersehten — 'Marie', sagte ich zu ihr, 'ich will dir deinen Wunsch erfüllen, wir wollen wieder sesshaft werden.' Und wir verhandelten den großen Wohnwagen für gutes Geld und kauften die Fähr. Da konnte die Frau auf Arbeit gehen und ich wartete, daß Leute kamen und übersehen wollten.

Das war im Anfang wieder recht lustig, denn wir wohnten in einer Kammer beim Bauern. Und Marie war eine tüchtige Frau, im Sommer gab es Arbeit genug für sie.

Aber der, welcher mir die Fähr ver-

kauft hatte, war ein Betrüger, das hab ich zu spät gemerkt. Was meinst du? Eines Tages kommen Arbeiter von der Regierung und fangen an, eine feste Brücke über den Fluß zu bauen. Ja, ja,



Und sie gibt mir das Ziegenlamm und nimmt die Ziege.

so bringt man ordentliche Leute um ihr Brot. Auf einmal war meine Fähr nur noch altes Holz, kein Mensch konnte etwas damit anfangen.

Aber meine Marie war tüchtig, das sagte ich schon, sie ist, wahrhaftigen Gottes, das alte Holz losgeworden. Dann hat sie uns eine schöne Milchziege dafür gekauft; wir hatten ja auch unsere Unterkunft, und ich bin noch den ganzen Winter über beim Bauern gewesen.

Wie das aber so ist, wenn's Frühling wird — vielleicht bin ich auch ein schlechter Kerl —, eines Tages, als die Ziege gerade gelammt hatte, sagte ich zu Marie: 'Ich muß wohl mal weiter ins Land und Arbeit suchen, Mutter. Bei unserm Bauer ist nichts zu verdienen.' Sie merkt gleich was los ist, und fängt wieder an zu heulen. Aber da kriege ich den Zorn, wo ich doch alles eingebracht habe, und ich schrei, wenn ich ihr nicht mehr gefiele, dann könnten wir ja gleich teilen und ich würde gehen. Und sie gibt mir das Ziegenlamm und nimmt die Ziege.

Was sollte ich machen? Ich konnte doch mit dem Ziegenlamm nicht die Straße entlang tippeln, die Leute hätten schön

über mich gelacht. 'Na, Marie', sag ich, schön ist das nicht von dir, aber wir haben uns eben nie verstanden.' Und ich bin zum Krämer gegangen und habe das Lamm gegen eine schöne Grundangel eingetauscht, nagelneu und bunt angemalt, das Herz konnte einem lachen.

Und ich hab die Angel bis heute behalten, man ist eben doch etwas Besseres damit. Und ich frag, was gibt es Schöneres auf der Welt, als wenn der Frühling anfängt — Kollege, du solltest

dich anders herum setzen, dein Schatten kommt ans Wasser. Wenn wir nachher Karauschen genug haben, können wir sie uns braten. Hast du noch Streichhölzer? Ich sehe, du bist ein reicher Mann, Tabak hast du auch noch. Hättest mir längst was abgeben können! Nun, so seid ihr alle, jeder denkt immer zuerst an sich, — paß doch auf, Mann, dein Schatten — aber ich merke, du bist ein Grüner, Angeln ist kein leichtes Handwerk und will gelernt sein!"

Der gute Kamerad

Wie ein deutsches Volkslied entstand. / Von Franz Hirtler

In Tübingen am Neckar schritt durch die freundlichen alten Straßen ein Mann mit ernstem Gesicht und in steifer Haltung. Er war noch jung, aber seine ganze Art verriet, daß er nicht einer der



In Tübingen am Neckar schritt durch die freundlichen alten Straßen ein Mann mit ernstem Gesicht.

Studenten war, die mit ihrem fröhlichen und oft sehr lauten Wesen in dem Schwabenstädtchen eine besondere Rolle spielten. Er war schon zu Amt und Würden

gekommen, war seit einem Jahre Advokat geworden, wie man in jener Zeit einen Rechtsanwalt nannte. Damals, im Jahre 1809, wußten nur wenige Leute, daß dies der später so berühmte Dichter Ludwig Uhland war. Als stiller und sehr schweigsamer Mann erschien er sogar den nächsten Freunden, worunter einer war, der später auch als Dichter bekannt wurde: der fröhliche Mediziner Justinus Kerner, dem wir das Lied verdanken: „Wohlauf, noch getrunken den funkelnden Wein!“

In diesem so verschlossen und finster erscheinenden Menschen fand aber alles, was damals die Zeit bewegte, ein sehr empfängliches Herz. Das empfindsame Gemüt des erst Zweiundzwanzigjährigen glühte für das Volk und ein Vaterland, das es damals noch gar nicht gab, es träumte Tag und Nacht von einem Deutschland, das noch sehr fern schien. Ihm wollte er seine Lieder weihen; dem einigen Reich, das einmal kommen mußte, wollte er sein Leben widmen. Aber freilich, die Zeiten waren schwer und fast hoffnungslos. Was konnte er als junger Advokat im Schwabenland da tun? In Europa regierte Napoleon. Auch die deutschen Länder hatten unter seinen Maßnahmen zu leiden. In Württemberg war die politische Lage ganz verwirrend. Das Land hatte durch Napoleons Gunst und

Gnade große Erweiterungen seines Gebietes erfahren; aus dem ursprünglichen Herzogtum Württemberg war jetzt ein Königreich geworden. Vielen vaterländisch Denkenden erschienen diese äußeren Vorteile freilich teuer erkauft: nun hatte sich das Schwabenland notgedrungen dem Rheinbund angeschlossen, und seine Söhne mußten den Fahnen des Kaisers der Franzosen folgen. Nur ein Mensch, der aus böser dunkler Gegenwart sich fortträumen konnte in eine freundliche, helle Zukunft, durfte noch hoffen, daß aus all dem Untröstlichen nach einem Tag des Gerichts das Große erstehen könne, für das nun schon manches Herz klopfte und manches Auge flammte: ein Deutschland, einig und frei. Tag und Nacht dachte Ludwig Uhland an das Große, das noch so fern lag, und oft wollte seine Hoffnung so sehr verzagen, daß er seine eigenen Verslein leise vor sich hinsprechen mußte: „Wohl werd' ich's nicht erleben, doch an der Sehnsucht Hand als Schatten noch durchschweben mein freies Vaterland.“

Daß er als Sohn des mit Napoleon verbündeten Württemberg gar nichts tun konnte für die Zukunft und Größe des Vaterlands, das schmerzte ihn tief. Ihm war nur das Wort gegeben, womit er die Herzen erwecken konnte, und das Lied, das er dem von ihm sehr geliebten Volke schenken wollte. Aber war das nicht auch etwas? Wenn Lied und Wort weiterwirkten in eine ferne Zukunft, dann konnte er sagen, daß er mit seinem Besten dem Deutschland, das kommen mußte, gedient hatte. Dann konnte er verschmerzen, daß es ihm nicht möglich geworden war, sich den jungen Männern anzuschließen, denen es durch hundert Listen gelungen war, die vielen Schwierigkeiten zu überwinden, aus dem napoleonfreundlichen Württemberg zu entweichen und sich den Freiheitskämpfern anzuschließen.

Was er im Innersten seiner Seele spürte und was sein Herz wünschte, dafür waren die Worte noch nicht zu finden. Nicht anders als in der Sprache der alten Lieder des deutschen Volkes konnte es laut werden. Uhland, der zwar der Rechts-

wissenschaft sich beflissen hatte in all den Tübinger Jahren, entdeckte die Wunderwelt des Volkslieds; wie in einem Garten wandelte er zwischen den herrlichen Liederterten aus vergangenen Tagen, die gerade damals von Freunden des Volkes gesammelt wurden, um sie vor dem Vergessenwerden zu bewahren. Auch der Tübinger Advokat Uhland suchte nach alten Liederverfen und fliegenden Blättern, er ließ sich von seinen Freunden aufschreiben, was sie kannten, und bemühte sich auch, unmittelbar aus dem Mund des Volks solche köstlichen Stücke für seine Sammlung zu gewinnen. Aber aus der Bewunderung des Vergangenen, aus der Wertschätzung solcher Gesinnungen, wie sie aus all den Liedern hervortönte, wuchs ihm auch die beglückende Verpflichtung, seinem Volk in Liedern zu sagen, welche Hoffnungen und Sehnsüchte die verworrene und trübe Zeit erfüllten.

Und so blühten aus den seltsamen und starken Stimmungen, die das Herz des wortkargen Mannes erfüllten, Lieder auf, die in herzhaften Worten aussprachen, was tief in der Seele des Volkes lebte. Der herbe Mund des Dichters war dazu bestimmt, zu sagen, was viele Menschen dunkel fühlten, wofür aber niemand die Worte fand. Der ernste Mann, der durch die Gassen der Neckarstadt schritt, fühlte seine Berufung, er mußte, daß er dem Volk etwas geben konnte. Vom Frühling und von der Liebe sang es aus ihm wie in den alten Liedern; von tapfern Helden, edlen Frauen, vom Glück und vom Leid ihres Lebens. Die alten Lieder hatten ihm die Zunge gelöst, daß er singen und sagen konnte, was jetzt die Menschen bewegte.

Von der Höhe herab schaute Schloß Hohentübingen auf den sinnend dahinschreitenden Dichter, dem jetzt plötzlich sein Freund Friedrich Harpprecht einfiel, mit dem er so oft den Weg dort hinauf gegangen war. Er war fortgezogen in das Kriegsgetümmel draußen. Wo lebte er, wo marschierte er? Wo schlief er unter dem Kriegszelt der napoleonischen Armee? Seltsame Empfindungen erfüllten Uhlands

Sinn: war der Freund nicht zu beneiden darum, daß er unmittelbar dabei war, wenn um das Schicksal Europas gewürfelt wurde auf blutigen Schlachtfeldern? War es nicht ein verworrenes Geschick, daß die Schwabensöhne für Frankreich marschieren mußten? Friedrich Harpprecht, der brausende Jüngling, folgte der Fahne des Kaisers, des schlimmsten Feindes eines einigen Deutschlands.

Uhland atmete tief auf. Er spürte, was es hieß, Soldat sein in solcher Zeit. Das



Will mir die Hand noch reichen . . .

dunkle Schicksal des eigenen Volkes und Vaterlandes lag in Gottes Hand. Der Soldat folgte seiner Pflicht, daran gab es nichts zu deuten. Und das Herz des Kriegsmannes war nicht empfindsam, es klopfte mit im Takt des Marschschrittes. Und die, die mit ihm marschierten, die Kameraden, waren ihm das Nächste, das Beste: ein Stück Heimat. Mit dem Freund, mit Friedrich Harpprecht, marschieren dem Feind entgegen! Der liebe, brave Mensch, mit welchen männlichen Worten hätte er wohl die Mitkämpfer ermutigt! Er konnte lachen, wenn die Kugeln pffissen, Scherze machen, wenn die Bomben einschlugen. So tief fühlte Uhland die Nähe des Freundes, daß seine Einbildungskraft ihm vortäuschte, er mar-

schiere neben dem verschollenen Freund draußen in die Schlacht . . . Solche Verzauberung besiel den Dichter für einige Augenblicke, er hörte die Trommel dumpf im Marschtakt schlagen und sah, wie der Freund das ernste Gesicht ihm zuwandte. Dann war wieder die Tübinger Wirklichkeit da, und der Schritt des Dichters hallte durch die stille Gasse.

Und aus diesem gleichmäßigen Schall, dem Schreiten des innerlich bewegten Dichters, schwang sich das Lied heraus:

Ich hatt' einen Kameraden,
einen bessern findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
er ging an meiner Seite
in gleichem Schritt und Tritt.

Das Lied war stark geworden an dem gleichmäßigen Gang des Mannes über das Tübinger Pflaster. Es fand in diesem Rhythmus seinen Fortgang. Der Dichter fühlte sich ganz als Werkzeug eines höheren Willens, als Mund, der sagen konnte, was er nicht wußte, was noch dunkel war. Aus Ahnung und erschrockener Sorge wurde Gewißheit, die Worte überraschten den Dichter mit der ganzen Herbeheit des unabänderlichen Schicksals:

Eine Kugel kam geflogen.
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen.
Er liegt mir vor den Füßen,
als wär's ein Stück von mir . . .

Die Verse mit der trüben Kunde waren auf ganz gespenstische Weise zu ihm gekommen. Er konnte wahrhaftig nicht sagen, daß er das gedichtet habe. War es nicht ein Lied, das in dieser Zeit überall lebendig sein konnte, wo Deutsche marschierten? Ein Lied, das denen, die für Napoleon kämpfen mußten, so tröstlich klang, weil es Worte hatte für die herzliche Verbundenheit der Kameraden in der blutigen Schlacht?

So hatte der Dichter im stillen Tübingen das Trost- und Schicksalslied der Vielen vernommen, die draußen das Soldatenlos der Napoleonischen Armee trugen und in der Kameradschaft ihr Herz

stärkten, das vergeblich sich nach einem freien, großen Vaterland sehnte.

War es nicht ein geisterhafter Gruß des verschollenen Freundes? War Friedrich Harpprecht gefallen? Der trübe Gedanke schwang sich fort im Weiterstreiten. Wieder war es dem Dichter Uhland, als ginge er selbst durch das Bild, das er sah . . . Der Freund lag, von der Kugel hingeschmettert, neben ihm, er wandte sich ihm zu:

Will mir die Hand noch reichen,
derweil ich eben lad.
Kann dir die Hand nicht geben,
bleib du im ew'gen Leben
mein guter Kamerad!

Wieder waren die Worte zu dem Dichter gekommen, als hätte die milde Abendluft sie zu ihm getragen, die vom Nedar herwehte. Das Lied war lebendig geworden in dieser Stunde, nachdem es schon lange in Tausenden von Soldatenherzen wie eine ahnungsvolle Kunde geschlummert hatte . . .

Am Abend dieses Tages schrieb Uhland das Gedicht vom guten Kameraden auf ein Papierblatt und wußte nicht, daß er damit den Deutschen einen Liedertert geschenkt hatte, der in kommenden Jahrzehnten und Jahrhunderten die Gefühle der durch einen gemeinsamen Willen und ein gemeinsames Schicksal verbundenen Männer zum Ausdruck brachte. Der Dichter schaute verwundert auf sein Lied, das ihm der Himmel geschenkt zu haben schien. Er überprüfte sorgsam den Wortlaut, hielt inne, als ihm einfiel, daß das Wort Kamerad ein französisches Wort: camarade, sei, das etwa das gleiche bedeutete

wie das deutsche Wort Geselle, also Stubengenosse . . . Sollte er es stehen lassen? Das Wort, das durch schicksalsschweres Erleben tausendfach geweiht worden war . . . es sollte bestehen und den Deutschen heilig werden!

*

Noch hatte das Lied keine Weise. Die Verse in Uhlands vielgelesenem Gedichtband bewegten die Herzen, man spürte in ihnen den Marschschritt der Soldaten und hörte den dumpfen kriegerischen Trommelschlag . . . Konradin Kreuzer, der so vielen Liedern Uhlands eine volkstümliche Weise gegeben hatte, setzte es in Noten, aber noch war die rechte Melodie nicht gefunden.

Irgendwo in der Schweiz klang eine schlichte Volksweise, in der leise alemannische Wehmut schwang. Es mußte nur geschehen, daß der richtige Mann sie hörte. Und wie die wehmütige und doch männliche Stimmung deutscher Herzen im Kriegsgewoge durch den Dichter einen Verklünder fand, so fügten sich auch, weil es so sein mußte, die Liederverse des schwäbischen Dichters in die alemannische Weise aus der Schweiz ein: der Tübingen Musikdirektor Friedrich Silcher war es, der das Lied nun in solchem Klanggewand auf die Reise schickte. Es klang, wo deutsche Männerherzen sich verbunden fühlten im Streben nach dem gleichen Ziel. Wir sangen es im Weltkrieg auf den Heerstraßen im Westen, Osten und Süden, es klang an so vielen Gräbern, und es wird weiterklingen, wo Menschen Seit' an Seite gehen in gleichem Schritt und Tritt!

Erst wenn ein Volkstum in allen seinen Gliedern, an Leib und Seele gesund ist, kann sich die Freude, ihm anzugehören, bei allen mit Recht zu jenem hohen Gefühl steigern, das wir Nationalstolz nennen. Diesen höchsten Stolz aber wird auch nur der empfinden, der eben die Größe seines Volkstums kennt.

ADOLF HITLER

Der König in der Klippsschule

Anekdote von Wilhelm Schäfer

Während der Schulmeister Joachim Quenzel, der vordem Feldwebel beim Alten Dessauer gewesen und danach bei Leuthen zu seinem Holzbein gekommen war, den Abc-Schützen gerade ein Q an die Tafel malte, verdrießlich genug an dem überflüssigen Buchstaben, der weder im Frieden des Alphabets noch im Krieg seines Gebrauches eine andere Berechtigung als die einer gelehrten Pedanterie hatte, trat unvermutet der König in die kleine Schulstube ein.

Ihm waren so viel Klagen über die Klippsschule zu Ohren gekommen, daß er selber nach dem Rechten sehen und, wenn die Klagen zuträßen, dem alten Soldaten das Schulehalten verbieten wollte. Der gewesene Feldwebel wußte Bescheid: wo der König selber nachzusehen kam, stand es laufig; er wußte auch, daß nur Unerfrodenheit ihn retten konnte. Also hob er die Kreide nicht auf, die ihm aus den Händen gefallen war, als der König sich durch die niedere Tür hereinbüdete: „Schulmeister Quenzel!“ meldete er. „Acht Klippsschüler vom vergangenen Jahr und dreizehn neue!“

„Will sehen, was Er mit ihnen treibt“, sagte der Alte Fritz. „Laß Er die Tafel und fange an zu dozieren!“

„Federn in Ruh!“ kommandierte der alte Feldwebel und fragte, was der König befehle.

„Was Er will!“ verwies der schon ungeduldig über den Umstand. „Das Nächste ist immer das Beste!“

Der Joachim Quenzel faßte in seinen Graubart, als ob er das Nächste bedächte, um auch schon eine Frage wie aus der Pistole auf den ersten Klippsschüler abzuschießen: „Wo sind wir?“

„In der Schule!“

„Und wer ist gekommen?“

„Der König!“ saufte der zweite rotbäckige Bengel empor; und auf einen Wink stand die ganze Klippsschule mit

strahlenden Augen da, als hätten sie das Examen mit dieser Antwort gewonnen.

„Laß Er mich aus dem Spiel!“ verwies ihm der König barsch den billigen Einfall und stieß mit beiden Händen den Stod auf den Boden, offenbar kaum noch erwartend, daß sich hier etwas Vernünftiges begeben könnte.

Aber dem alten Feldwebel war die zweite Frage nur aus der Reihe gesprungen; ihm stand ein anderes Ziel im Gefühl, auf das er nun, sich vom König abwendend, mit Soldatenmut losging.

„Wo ist die Schule?“ traf seine Frage den dritten Klippsschüler. Und als die Antwort kam: „In Berlin!“ stapfte sein Holzbein, Schüler für Schüler anrufend, an der Bank vorbei: „Wo liegt Berlin?“

„Im Königreich Preußen!“

„Wo liegt das Königreich Preußen?“

„In Deutschland!“

„Wo liegt Deutschland?“

„In Europa!“

„Wo liegt Europa?“

„Auf der Erde!“

„Wo liegt die Erde?“

„In der Welt!“

„Gut exerziert!“ sagte der König belustigt, als die Fragen und Antworten den raschen Kugelwechsel beendet hatten; und es mochte ihm scheinen, daß kein Treffer dabei heraus gekommen wäre; denn er fragte, auf seinen Krückstod gestützt: „Was also weiter?“

Eben das aber führte zur letzten Frage des alten Feldwebels, der sich mit einem scheuen Blick dem König zuwandte: „Wo liegt die Welt?“ fragte er, und die Frage schien an den König selber gerichtet, weil die Bankreihe zu Ende war. Der Alte Fritz indessen hatte keine Lust, sich von einem Klippsschulmeister auf überflüssige Grenzwege verlocken zu lassen, die ihm verhaßt waren. Er hatte gelernt, nach den Ursachen der menschlichen Handlungen, nicht aber nach dem Grund der Dinge zu

fragen, mit dem sich die Mystiker abmühten, und an den dieser alte Soldat so täpisch rührte. Also schüttelte er unwillig den Kopf, und sein großes Auge sah den Frager fast feindselig an.

Dem aber kam Hilfe; und die Hilfe brachte das einzige Mädchen, das in der Klippeschule unter den dreizehn Neuen saß, weil es ein Waisenkind aus der Verwandtschaft des Schulmeisters war. Schlichtern hob es die Hand, und aus der dunklen Stille, darin die Frage: Wo liegt die Welt? verklungen war, kam die Antwort der Kinderstimme zurück: „In Gottes Hand!“

Da konnte der König nicht mehr Gut ergerzt! sagen. Als ob nicht erst auf die letzte, sondern schon auf die erste Frage: Wo sind wir? die eine Antwort gegeben worden wäre, in der alle anderen Fragen und Antworten hingen, so blieben die Worte in der Stille der kleinen Schulfstube stehen. Nach dem Rechten zu sehen, war der König herein getreten; und nun hatte das Rechte ihn gleichsam selber überkommen.

Um wieviel schöner muß doch dem kindlichen Glauben die grausame Welt sein als unserem Zweifel? Und was für eine

Sicherung der Menschheit liegt darin, daß dem Verstand die Einfalt gesetzt ist! dachte der Alte Fritz, als er den Krückstod in die Linke nahm, an die Bank vorzutreten und dem Kind, das ihn mit dunklen Augen an-



Und die Hilfe brachte das einzige Mädchen . . .

sah, dankbar über den schlichthaarigen Kopf zu streicheln.

„Bleib Er da, wo Er ist!“ sagte der König doppelsinnig zu dem Joachim Quenzel, ehe er, den Sperberkopf nach seiner Art spähend vorgeschoben, die Klippeschule des alten Soldaten verließ.

Warum der Kilian Mettenleitner nicht sterben durfte

Von Margarete Graf

Wenn einer sterben muß und nicht will, so ist das schon hart genug. Wenn aber einer sterben will und nicht darf, dann ist es beinahe noch schwerer. Das mußte der Kilian Mettenleitner alle Tage von neuem an sich erfahren. Sein flecher Leib war reif für die Grube und sein Sinn hatte sich längst ohne Bedauernnis von den bunten Dingen dieser Welt, nach denen die Jungen begierig langten, abgewandt. Trotzdem war sein Geist noch nicht trübe, sein Herz nicht stumpf geworden. Und gerade darum empfand er sein bloßes Dasein gleichsam als stummen Vorwurf. Denn manches jüngere und nach des Alten bescheidener Meinung

nüchlichere Menschenkind mußte vor ihm dahinfahren. Vor langen Jahren schon ward ihm sein braves Weib genommen, das in der Kinderstube seines Sohnes noch bitter vonnöten gewesen wäre, da die Schwiegertochter bei der Geburt des dritten Mädchens ihr junges Leben hatte lassen müssen. Was vermochte er dagegen zu helfen? Wohl konnte er für Stunden die wilde, junge Schar unter Aufsicht halten, und sie hingen dem gütigen Alten an wie die Kletten. Aber eines rechten Weibes Hand hätte mehr, hätte alles vermocht bei den Kindern. Der Kilian konnte es seinem Sohne darum auch nicht verdenken, als dieser eines Tages eine recht-

schaffene, reife Frau als zweite Mutter für die Kleinen ins Haus brachte, und es socht ihn auch nicht an, daß sie sich wenig um ihn bekümmern mochte.

Ein Jahr um das andere verstrich und der Tod schien auf den Kilian Netten-



„Darfst nicht vergessen, auch die Nachhut tut not!“

leitner reinweg vergessen zu haben. Immer fühlbarer für ihn tat sich eine Kluft auf zwischen dem Gegenwärtigen und dem Gewesenen, zwischen wirklich Erlebtem und bloß Gedachtem. Und immer öfter verfehlte der Kilian die schmale Brücke, die beides verband und stürzte in einen Strudel unklarer Begriffe, der ihn abzutreiben und zu verschlingen drohte. Auch die Kinder, die ihm zuvor vieles erleichtert hatten, suchten mit der gesunden Selbstsucht der Jugend ihre eigenen Wege und bekümmerten sich selten um des alten Mannes Herzenskummer. Ihnen erschien es Beruhigung genug, daß er keine leibliche Not zu leiden brauchte.

So dämmerte der Kilian im lauten Kreise einsam durchs Leben und ward ein rechter Wunderling. Da ihm der warme Zuspruch der Lebenden mangelte, führte er oft lange, stockende Gespräche mit

solchen, die längst abgeschrieben waren. Als einmal in der Nacht die Dielenbretter knarrten, richtete er sich jäh erschrocken auf seinem Lager auf. Da war es ihm, sein Weib stehe dicht vor ihm und sehe ihm schweigend aber voll Güte ins Gesicht. Er lallte schlaftrunken: „Mariann — kommst mich endlich holen?“ Sie schüttelte den Kopf und wich vor ihm zurück. Da rief er klagend: „Ach, warum muß ich noch immer leben in einer Welt, die mir fremd worden ist? Wann darf ich austrasten bei dir?“

Und nun antwortete sie ihm: „Kilian — du warst doch Soldat? Darfst nicht vergessen, auch die Nachhut tut not!“ Er streckte die Hand nach ihr aus, da zerfloß ihre Gestalt und der Kilian starrte betroffen die kahle Wand an. Er war traurig, daß sie ihn zum andernmal zurückgelassen hatte, und doch wundersam getröstet, da er ihre Stimme vernommen hatte. Zwar begriff er den Sinn ihrer Rede kaum, doch haften ihm die Worte noch lange im Ohr.

Am einem Frühlingsabend, als die Luft lind und lau durch die Gassen strich und die Knospen der Märzbecher zum Bersten prall in den Vorgärten standen, gab es in der kleinen Stadt einen gewaltigen Lärm. Fahrendes Volk war eingezogen und hatte sich beim oberen Tor auf dem freien Rasenplatz gelagert, der ihm als Raststätte von alters zugewiesen war. Friedlich rauchten die kleinen Schloten über den sauber gehaltenen Planwagen, die struppigen Pferdchen standen losgeschirrt und weideten begierig das spärliche Gras ab. Ein Affchen im roten Rock sah ihnen neugierig zu und strahlte sich das Fell mit flinken Fingern. Was aber die Kinder, die die Fremden in dichten Rudeln umlagerten, am meisten anzog, das war der große, zottelhaarige Bär, der inmitten der Wagen angepflott war. Wie gerne wäre die neugierige, kleine Schar ihm näher auf den Pelz gerückt! Aber die braunen Männer riefen sie stets mit zornig gezischten Scheltworten zurück oder erhoben gar drohend die Peitsche. Der Bär schien auch keineswegs geneigt, mit den Kindern Freundschaft zu schließen. Denn sobald er ihrer

ansichtig wurde, hob er sich auf die Hinterbeine, wiegte den Oberkörper rasch und sprunghaft her und hin und ließ ein ärgerliches Brummen hören. Seine Sohlen brannten von einem langen Tagesmarsch über den harten Schotter der Landstraße und sein Magen war leer. Wie konnte er da gut gelaunt sein?

Auch den alten Kilian hatte die Neugierde ins Freie gelockt. Und als die Wagen holtertipolter über das runde Rabenkopfpflaster rumpelten, daß es wie eine zornige Kriegstrommel durch den feierstillen Abend klang, tapfte er mit den Kindern am Stod hinterdrein. Jetzt stand er verloren und ein wenig abseits und seine wasserhellen, wimperlosen Auglein irrten unstät über den Menschentrubel, denn er hatte schon wieder vergessen, weshalb er eigentlich hierher gekommen war. Das blonde Dirnlein seiner Nachbarn stand ihm zunächst und nickte ihm einmal grüßend zu. Er, der Kinder immer noch liebte, hatte ihr schon manchemal eine Kleinigkeit zum Naschen oder zum Spielen geschenkt und sie war dadurch ganz vertraulich geworden. Die Kleine machte ihm allerhand Zeichen und legte zuletzt beschwörend den Finger auf den Mund. Lange währte es, bis der alte Kilian begriff. Nein, diese Here! Während die braunen Gesellen mit Mühe die Kinder im Zaum hielten, war die Kleine von hinten her unter einem Wagen durchgeschlüpft und stand nun dem Ziel ihrer Wünsche plötzlich so nahe, daß sie beinahe ob ihrer eigenen Kühnheit erschrak. Dennoch streckte sie mit einem um Gegenliebe werbenden, guten Kinderlächeln die Hand nach dem Barentier aus, um ihm den Kopf zu krauen wie einem braven Hund. Aber der alte Sottelbär schien solche Zärtlichkeiten weder zu kennen noch zu wünschen. Mit einem drohenden Brummen stürzte er sich auf das Kind.

Der Kilian erschrak so sehr, daß ihm der Stod aus den Händen fiel. Einen Herzschlag lang drehte sich die Erde um ihn. Aber da hallte es ihm plötzlich im Ohr: „Kilian — du warst doch Soldat?“ Er raffte seinen Stod an sich und warf sich

nach vorn mit einer Kraft und Behendigkeit, die er sich vor einer Stunde kaum zugetraut haben würde und die von den im Entsetzen erstarrten Zuschauern als ein wahres Himmelswunder empfunden werden mußte.

Ehe der Besitzer des Tieres noch recht begriffen hatte, was sich in seinem Rücken begab, drosch schon der Kilian in blinder Wut auf den Bären los. Der erkannte sogleich, daß es hier einen gefährlichen Angreifer unschädlich zu machen galt, drehte sich flugs um und streckte den Alten mit einem gewaltigen Prankenhieb nieder. Dieser eine Augenblick aber genügte, damit ein anderer das Kind an sich reißen und in Sicherheit bringen konnte. Es war ihm, da der Bär es vorerst mißtrauisch beschnüffelt hatte, fast nichts geschehen.

Das Leben des alten Kilian verfiel



Der erkannte sogleich, daß es hier einen gefährlichen Angreifer unschädlich zu machen galt.

schnell und unaufhaltsam, als habe diese gewaltige Anstrengung noch das letzte Quentchen Kraft aus seinen mürben Knochen gesogen. Raumb einer sah nach ihm hin, alle umdrängten das gerettete Kind, das nun im Bewußtsein der über-

standenen gräßlichen Gefahr, kläglich zu weinen begann. Der Kilian Mettenleitner aber brauchte keinen fremden Trost mehr. Er versank in eine wohlige, tiefe Besinnungslosigkeit, die ihn wie dunkler

Sammet umhüllte. Im Abscheiden noch fing sein Ohr den Anschlag der abendlichen Betglocke auf und ihm klang es, als rufe eine helle Frauenstimme ganz fern: „Kilian — Soldat —.“

Eine Kinderzeichnung / Von Max Jungnickel

Eine Lerche steigt jubelnd hoch und singt. Der kleine Vogel will vor Gesang fast zerspringen. Und wie er singt, da ist's, als ob das Feld, die Landstraße den Atem anhalten. — Und dann ist der Gesang verweht, und doch ist's, als ob ein heimlicher Schimmer der Ewigkeit heruntergeweht ist. Es ist nur ein kleiner Schimmer, aber er ist da: das Menschenherz fühlt ihn.

Da bin ich gestern in ein Kleinstadthaus gekommen. Darin war alles sauber, licht und hell, jedes Ding hatte seinen Platz und wurde geehrt und geachtet. Aber man fühlte auch sofort: in diesem Haus gibt's keine Kinder.

Und wie ich mich auf das samtgepolsterte Sofa setze, da seh' ich plötzlich, dicht überm Sofa, an der schöntapezierten Wand eine Kinderzeichnung, ungelent, lustig und übermütig. — Es soll vielleicht ein Gesicht sein. Ja, ja, das soll es wohl. Aber das Gesicht ist edig, ulkig verzerrt. Und diese Kindertrakelei auf der schönen, hellen Tapete, eigentlich schade ist das.

Die Hausfrau sieht, wie ich das törichte Wunder betrachte und sagt mit trauriger Freude im Gesicht: „Ach ja, das ist noch von unserem Jungen. — Das ist schon lange her. Er war damals so klein, daß er beim Schlafen nicht einmal bis zum Kopfkissen heraufreichte. Und dort, wo Sie sitzen, hat er sich hingestellt und hat das Bild auf die Tapete gezeichnet. — Ich sehe ihn noch: eine unordentliche Haarsträhne hing ihm in die Stirn herab. — Ach, wie lange ist das her.“ — Sie dachte traurig nach. — „Acht Jahre ist er nun tot. Wir hatten ihn nur fünf Jahre.“ — Und als ob sie sich entschuldigen wollte, sagte sie: „Ich hätte ja die Zeichnung wohl

längst abwischen können. Aber ich kann's nicht. — Nein, nein: ich will's nicht. Die Stube sieht gerade so schön durch die Zeichnung aus. — Vielleicht für uns nur: für meinen Mann und für mich. — Und dann habe ich so meine Gedanken dabei: jedesmal, wenn der Kleine Geburtstag hat, dann ist mir's, in den Abendstunden, als ob ein Engel, ein weißer Engel durch die Stube geht, aufs Sofa hinkniet und die kleine Zeichnung anhaucht. Und wenn er sie angehaucht hat, dann legt er seine Stirn auf die Zeichnung, lange, lange. Und dann geht er wieder davon. Und die Zeichnung hat wohl etwas abgefärbt, so ein bißchen nur, und mit dem kleinen, närrischen Schatten auf der Stirn fliegt er wieder zurück in den Himmel. Und der kleine Junge droben sieht den Engel mit seiner Zeichnung auf der Stirn. Und er freut sich darüber und entsinnt sich vielleicht, daß er mal auf der Erde war, bei uns. Aber entschuldigen Sie nur, daß ich Ihnen das erzähle, ich kann den kleinen Kerl nun einmal nicht vergessen.“

Ist das nicht wie mit dem Liede der Lerche? — Ein Gesang, der bis an die Pforte des Himmels stößt, der Menschenhände voller Andacht falte und dann verweht und eine kleine Verklärung auf alle Dinge haucht?

Über allen anderen Tugenden steht eine: das beständige Streben nach oben, das Ringen mit sich selbst, das unerfättliche Verlangen nach größerer Reinheit, Weisheit, Güte und Liebe. Goethe.

Raß im Sack

Von H. Hiß, Haslach i. R.

Das Land der Alemannen, in dem finstere, waldbedeckte Berge mit sonnigen Ebenen und Hainen, Bachtäler, Sumpfigebenden mit trockenen Ländereien abwechselten, war von uralten Zeiten her ein gar wildreiches Gebiet und wurde sicherlich darum auch die Heimat manches Jägerliedes. Wer dem Elentier, dem Hirsch, dem Rehbock, der Wildsau oder auch nur dem erdgrauen Freund Lampe nachstellt, den gelüftet's, nach beendetem Weidwerk neben den Metkrug oder die Weinfanne zu sitzen und in trinkendes und singendes Lob auszubrechen über die Heldentaten, die man hinter sich gebracht hat mit List, Ausdauer und Mannesmut in Wald, Berg und sonniger Heide. So war es Sitte vor Jahrhunderten. Warum sollte es jetzt nicht mehr Mode sein? In unserer Zeit rennen allerdings die zwei- und vierbeinigen Jagdtiere nicht mehr in Herden draußen herum; doch gibt's auch jetzt noch in den Rheinwaldungen einzelne Wildsauen und kleinere Rudel, die den Kartoffel- und Welschkornäckern mehr wie Anstandsbesuche machen, und im angrenzenden Schwarzwaldgebirge, bis hinauf in seine nur dünn mit Menschen besetzten Höhen springen die Hasen herum und die lieben Rehlein. Da bauen Füchse und Dachse ihre Höhlenwohnungen, und mancher jagdbare Vogel nistet an einem Wasserlauf in einem hohlen Baum. Grad, weil's nimmer allzuvielen sind, ist's um so mehr eine Kunst und eine Lust, etwas vor die Flinte zu kriegen oder — in die Schlinge. Zu allem Glück braucht man die jagdbaren Tiere ja nicht mehr mit der Keule erlegen oder mit dem Pfeil treffen; heute hat man das doppelläufige Jagdgewehr und den Drilling. Da darf sogar mal ein Schuß daneben gehen. —

Nun lebte in der Gegend, wo ein schöner Schwarzwaldfluß rauscht, und wo über den allerletzten Rebanlagen des

Tales dichter Tannenwald hinstreicht, der Nachkomme eines Alemannen, mit dem christlichen Namen Liborius, welcher letzteren aber seine Kameraden längst in „Libori“ umgebogen hatten. Unser Libori hatte in seinen Bubenzahren ein Lied gelernt vom alten Großvater, der gern die Jagdflinte auf die Schulter nahm. Das gefiel ihm wie sonst keines auf der Welt. Es begann mit den Worten:

Wer jagen will, muß früh aufsteh'n —
dreiviertel Stund' vor Tag!

Und es endigte mit dem lustigen Reim:
Das Jagen, das ist meine-meine Freud,
drum jag ich's alle Zeit!

Sein alemannisch gebliebener Geist und sein stinker Körper funktionierten am liebsten draußen in Berg und Heide, am Dorfbach oder drüben am Schwarzwälder Talfluß. Darum hatte er auch in seinem ersten Schuljahr dem Herrn Pfarrer, als dieser so freundlich fragte, ob schon einer ein heiliges Lied singen könne, herzhast geantwortet: „Ich weiß eins: Das Jagen das ist meine-meine Freud!“

Unser Libori war längst aus der Schule entlassen, ja er hatte das meiste schon wieder vergessen, was er einst gehört, und vieles gelernt, was er damals nicht vernommen hatte. Er war ein großer Mensch geworden. Das nette Lied aus den Jugendjahren aber blieb unvergessen in ihm, weil er halt nirgends lieber war als im Wald und auf der Heide, wo die Füchse und die Hasen hausten und die wilden Tauben nisteten. Leider Gottes war der Libori kein mit Geld gesegneter Mann. Als Tagelöhner fristete er sein kärgliches Leben und wohnte in seiner alten ererbten Hütte am Waldbrand droben.

Viele Jahre prönte er der Jagdlust als „Treiber“; später aber fing er das

„Strickeln“ an und erlangte in dieser verbotenen Kunst eine solche Fertigkeit, daß der Jagdherr des heimathlichen Gebietes keine bessere und natürlichere Möglichkeit fand, den Stridler Libori unschädlich zu machen, als ihn einfach zu seinem — Jagdhüter zu bestellen. Das hatte aber eine kleine Vorgeschichte, die nunmehr ver-raten sei:

Der schon etwas ältlich gewordene Libori hatte einst im Herbst an einem



Libori stieg, so schnell er konnte, am Baum hinauf, wobei er den Röttern manchen Fußtritt versetzte.

Nachmittag einen „Umweg“ gemacht. Die Umwege machte er immer gern, sagte aber niemanden, warum er sie gern machte. — Auf dieser Reise kam er also an ein Hasenweglein und fand an einer gewissen Stelle die noch warme Leiche eines feisten Hasen, der sich anscheinend vor wenigen Minuten aus Lebensüberdruß selbst entleibt hatte. Die Schlinge hing dem armen Schächer, den der Libori wie wiegend von der einen Hand in die andere wechselte, ja noch um den Hals. „So kann man eben auf Abwege kommen, wenn man den Bauern den Klee und die Gelbbrüben wegfrisst und zwischenhinein an den traurigen Winter

denkt, der vor der Türe steht. Aber wege dem hätsch dich doch nit brauche aufhänge!“ — Mit diesen Worten stopfte Libori den Sechspfünder in einen alten Sack, den er zufällig mitgenommen hatte, und ging auf Umwegen seiner Hütte zu, wo er untersuchen wollte, ob der Hase ein diesjähriger oder ein lehtjähriger sei. Gerade bog er ins Dorf ein, da lag am Ende des Feldweges eine von einem Auto überfahrene Rahe. Sie konnte gerade noch zwei, dreimal „Miau“ sagen, dann streckte sie sich, und der Libori verstaute den toten schwarzweißen Mäusejäger in seinem Hasensack — nicht im Hofensack. Den ganzen Vorgang hatte sonst keine Menschenseele bemerkt. Auch das Auto nahm keine Notiz davon, welches Dachhasenunglück es soeben verursacht hatte; wildschraubend flüchte es durchs Dorf, dem Städtle zu und scherte sich keinen Deut um die jetzt stumme Miese. Vor 25 Jahren waren die Schnauferle also auch schon gefährlich. Der Libori setzte sich wieder in Marsch. Nach zwei Minuten aber kamen wie auf Kommando von oben und unten die Dorfkötter angesurrt: die Dadel, Rattenfänger und Scherenschleifer. Das ganze Hundsvolk kümmerte sich um die Last, die der Mann auf dem Rücken im Sack trug. Da half kein Schimpfen und Treten gegen die Zudringlichen. Unter sonderbarem Geheul hüpfen die Rötter am Libori hinten hinauf. Der fürchtete sich indessen erst, als vom Unterdorf her der großmächtige Hund des Städtlemehgers anfauste. Jetzt hatte alle Courage keinen Wert. Libori schwang den Sack mit dem Wild über einen Birnbaumast und stieg, so schnell er konnte, am Baum hinauf, wobei er den von hinten derb angreifenden Röttern manchen Fußtritt versetzte. Eben waren die drei: Libori, Has, Raß in Sicherheit, da traf der gefährliche Mehgerhund am Baume ein. Wenn der Libori nun aber gerechnet hatte, daß die gottsträflichen Biester jetzt endlich Ruhe geben und sich fortrollen würden, so war er auf dem Holzweg. Einzig der fremde Mehgerhund suchte seinen Herrn wieder auf. Die andern Rötter wichen nicht von der Stelle und be-

kamen sogar noch Verstärkung durch alle restlichen Dorfhunde. Erst nach einer langen Weile kamen Leute vom Felde her heimwärts und vertrieben die unbarmherzigen Veller. Der Libori hatte auf dem Baum den Sack ein wenig aufgemacht und die tote Kaze herauschauen lassen. Jetzt begriffen alle die schreckliche Not vom Libori und halfen dem armen Mann mit seinem Kakensack herunter vom Birnbaum. Von der Stunde an aber nannte man ihn „Kaze-Libori“. Der Titel „Hase-Libori“ wäre ihm noch besser gestanden; doch er verlangte nicht darnach. Er hütete sein Geschäftsgeheimnis peinlich.

Bald nach diesem bösen „Hundstag“ kamen bessere Zeiten. Die Armut des Kaze-Libori war durch den toten Bulli-Bulli stark in Erscheinung getreten, und der Jagdherr der Gemarkung nahm den Libori zum Jagdhüter an. Er sagte sich, am End ist der Mann nicht so schlimm. Wer an die Kazen geht, schont vielleicht die Hasen! Ich probier's mit dem Kaze-Libori! — Und wirklich, der kluge Jagdherr machte keinen Unschid. Sein geriebenster Wilderer war kaltgestellt. Stolz schritt von da an der Kaze-Libori mit Jagdtasche und Gewehr durch das Revier seines Herrn und legte zum Schuß an, sobald ein Weib oder Habicht über ihm seine Kreise zog. Für Liboris Eifer aber ließ ihm der Jagdherr manches Häslein zukommen, so daß er nimmer in Verlegenheit kam, „strideln“ zu müssen. Der Hauptstridler des Tales war jetzt so zahm wie ein dressierter Jagdhund.

Im Schießen allerdings brachte es der Libori nicht mehr weit, so daß die aufpassenden Hasenbüblein ihren Vätern schon zurufen konnten, wenn der alte Jagdhüter durch den Wald trollte: „Spielet nur nochmal rum; es ist bloß der Kaze-Libori, wo im Berg spaziert. — Diese kleine verlogene Geschichte durfte man im Wirtshaus aber nur dann hören lassen, wenn der Kaze-Libori nicht da war, sonst rauchte es in der Fechtshule.

Einmal glückte dem Libori ein pracht-

voller Meisterschuß, und mit diesem rettete er das kostbare Leben eines zum Tode Verurteilten. Das ging so zu: Auf einer großen Treibjagd im Januar gelang es einem couragierten und flinken Treiber, ein gänzlich abgehetzes Häslein lebendig zu kriegen. Es war ganz am Schluß der Jagd, im letzten „Trieb“. Der wackere Treiber brachte den mehr wie einmal laut gellenden und verzweifelt strampelnden und krazenden Krummen herbei, um ihn dem Jagdherrn zu übergeben. Der aber wollte die edle Gabe nicht in dieser Form annehmen und schenkte sie seinem alten Jagdhüter, wobei er allerdings die Bedingung stellte, der Libori müsse den Hasen auf drei Schritt Entfernung mit einer Kugel totschießen. Auf das geht der Mann ein und — der Hase auch. Letzteren binden die lustigen Jagdgesellen am Bein mit einem Schnürchen — nicht mit einem Seil — an und lassen ihn dann hopsen. Rasch naht sich der Jagdhüter dem Baum, um den das Häslein seine Kreise springt, und — hauff!!! schlägt die Kugel in den Stamm, gerade da, wo das Schnürlein herumgeht. Noch einmal zuckt der arme Hase mit aller Gewalt an seiner Fessel. Da reißt die Schnur an der beschädigten, von der Kugel getroffenen Stelle, und der vierbeinige Schächer verschwindet in wilder Flucht vor den Augen der verdutzten Zuschauer, die dann aber sofort in schallendes Gelächter ausbrechen, als sie sahen, wie der Libori den Platz um den Hasenbaum absucht. Es fand sich einfach nichts mehr vor; auch die Schnur hatte sich mit dem Hasen auf die Strümpfe gemacht. Aber der Jagdherr war nobel und stiftete seinem getreuen Hüter sogar ein anderes schon totes Häslein, das dieser selbst aussuchen durfte nachher beim fröhlichen Schlußtrara der Treibjagd.

Längst ist der Kaze-Libori in die ewigen Jagdgründe eingegangen. Aber vergessen hat man noch nicht im Dorf die Belagerung des besetzten Birnbaumes durch die Dorfköter und den famosen Schuß, der einem armen Häslein das Leben rettete.

Das Bauernlied

Immer, wo ich einen Bauern den Acker furchen sehe,
denke ich: solches müßten wir alle tun.
Aber wir gehn in den Städten auf leichten Schuh'n.
Aber wir alle zehren von seinem Fleiß wie am Waldrand die Rehe.

Es ist alles andere hinternach doch erst gekommen:
Schreiben und Rechnen und mit der Aktenmappe gehn,
und Zirkeln und Häuser richten. Es macht das Leben wohl schön,
doch kann das alles allein uns zum Leben nicht frommen.

Die blanke Pflugchar ist heilig. Heilig sind die Hände,
die sie willig führen und mit bauerlichem Bedacht.
So hat Gott es gewollt, als er die Menschen gemacht.
Und so wollen wir fromm es halten bis an das Ende.

Immer, wo ich einen Bauern den Acker furchen sehe,
denke ich: solches müßten wir alle tun.
Aber wir alle schreiten dahin auf leichten Schuh'n.
Aber wir alle zehren von seinem Fleiß wie am Waldrand die Rehe.

Hermann Claudius

Des Hinkenden Standrede zum Vierjahresplan



Wiederum lag ein Jahr harter Berufsarbeit hinter den Bauern des Bergdorfes. Der Herbst war ins Land gezogen, die Ernte unter Dach und Fach. An den länger werdenden Abenden hatten die Bauern nunmehr die notwendige Zeit, um mit mehr Ruhe als sonst ihre Zeitungen und Fachzeitschriften zu studieren, die ihnen von dem innen- und außenpolitischen Geschehen in Deutschland und der Welt Kunde gaben. Mit besonderem Interesse lasen die Männer der Scholle die zahlreichen Aufsätze über den zweiten großen Vierjahresplan; denn das wußten alle genau: Das neue gewaltige Aufbauprogramm des Führers ging alle Volksgenossen, insbesondere auch den deutschen Bauern an.

Zum Oktoberanfang hatte sich der Hinkende beim Löwenwirt angesagt und bei ihm durchblicken lassen, daß er dieses Mal sich mit seinen Bauern über den Vierjahresplan unterhalten wolle. Zahlreicher denn je fanden diese sich am festgesetzten Abend beim Stammtisch ein. Gar mancher hatte noch die eine oder andere Frage auf dem Herzen, die er dem Alten zur Beantwortung vorzulegen beabsichtigte. Wie immer war die gegenseitige Begrüßung herzlich, und kaum hatten alle Platz genommen, da erhob sich auch schon der Moosbauer und eröffnete den Reigen der Frager.

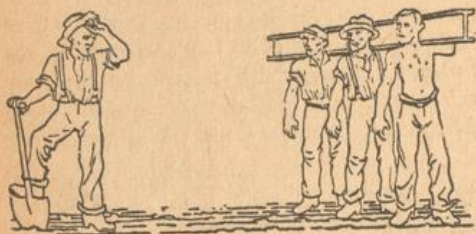
„Lieber Hinkender“, so begann er,

„könnt Ihr uns nicht einmal sagen, warum denn eigentlich bei uns in Deutschland eine Planwirtschaft und insbesondere der zweite große Vierjahresplan erforderlich ist?“ — Der Hinkende war über diese Frage nicht im geringsten überrascht; denn in mehr als einem Dorfe, das er auf seinen Wanderungen durch das Deutsche Reich berührt hatte, war ihm diese Frage gestellt worden. Daher war er auch um keine Antwort verlegen.

„Wie Ihr alle wißt, hat das wirtschaftliche Gesicht der Welt sich im vergangenen Jahrhundert gewaltig verändert. Noch zur Zeit der großen napoleonischen Kriege war das wirtschaftliche Rückgrat aller Staaten der Ackerbau. Gewiß gab es schon eine Industrie. Aber diese war noch verhältnismäßig klein und mehr gewerblicher Natur. Die umwälzenden Erfindungen der Dampfmaschine und der Elektrizität, die ungeahnten Fortschritte auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Medizin riefen einen grundlegenden Wandel hervor. Aus den gewerblichen Betrieben wurden allmählich Fabriken, und diese siedelten sich vorwiegend dort an, wo die industriellen Rohstoffe, z. B. Kohle und Eisen gefunden wurden oder mit dem Schiff oder der Eisenbahn leicht hinzubringen waren. So entstanden im Laufe der Zeit Industriezentren, die immer mehr Arbeitskräfte benötigten, d. h. Menschenmassen anzogen. Diese Bevölkerungsumschiebung hat man Binnenwanderung genannt. Auf der einen Seite ballten sich die Menschen in den Städten zusammen, auf der anderen Seite verringerte sich die Zahl der Bauern ständig. Durch diesen Vorgang geriet die Mehrzahl der deutschen Bevölkerung in völlige Abhängigkeit von der sogenannten industriellen Konjunktur.

Mit der Begründung des Deutschen Reiches durch Bismarck erhielt die deutsche Industrie, die bis dahin noch

stark unter der ausländischen Konkurrenz zu leiden hatte, den notwendigen Rückhalt, um sich weiter entfalten zu können. Da die damalige Zeitströmung auf fast allen Lebensgebieten, insbesondere dem



der Wirtschaft, dem liberalistischen Grundsatz huldigte: Laisser faire, laisser aller!, d. h. nur immer ungestört alles treiben lassen, kam es bis zum Weltkriege so weit, daß ungefähr 75 Prozent der deutschen Bevölkerung in Industrie und Handel und nur noch knapp 25 Prozent in der Landwirtschaft beschäftigt waren. Was an Nahrungsmitteln in Deutschland nicht erzeugt werden konnte, führte man mit den aus dem Industrieabsatz erzielten Geldgewinnen billig aus dem Ausland ein. Das war ein schwerer Fehler. Im Weltkrieg wurden wir von der Außenwelt abgeschnitten, und da die eigene Scholle nicht genug erzeugen konnte, weil sie zu klein war und nicht stark genug ausgenutzt wurde, zog der Hunger ins Land. Dieses unerbittliche Gespenst, die Heze und Putsche der Marjisten, wanden uns die Waffe aus der Hand. Im Felde unbefiegt, verloren wir dennoch den Krieg. Die neuen Machthaber: Marjisten, Demokraten und Zentrum aber hatten aus dem Zusammenbruch nichts gelernt. Mit dem gleichen liberalistischen Grundsatz: Nur alles treiben lassen!, glaubten sie Deutschland wieder auf die Beine stellen zu können. Da es an Geld fehlte, — das hatten der Krieg und die ungeheuren Reparations-erpressungen verschlungen, — pumpten es sich die Novembermänner im Ausland. Die Folge war eine ungeheure Verschuldung des Staates und der Privatwirtschaft. Als

nun nach dem Weltkrieg die Staaten der Erde fast alle mehr oder weniger dazu übergingen, sich mit Zollschranken zu umgeben, um ihre eigene Industrie gegen die Konkurrenz des Auslandes zu schützen, konnte die unsrige fast nichts mehr im Ausland absetzen. Daher mußte eine Fabrik nach der anderen schließen. Von Tag zu Tag schwoll das Heer der Arbeitslosen an, 1932 waren es 7 Millionen! Das kommunistische Chaos stand vor der Tür. Nun kann sich jeder von Euch selber die Antwort geben auf die Frage des Moosbauern: Warum Planwirtschaft? Warum Vierjahresplan? Diese Antwort heißt: Wir Deutschen brauchen eine Planwirtschaft und den zweiten Vierjahresplan, um ein für allemal die verderblichen Folgen der liberalistischen Staatsgestaltung und Wirtschaftsführung rückgängig zu machen und um ein für allemal die Ernährung des deutschen Volkes aus eigener Scholle, unabhängig vom Ausland sicher zu stellen. Deshalb haben der Führer, Generaloberst Göring und der Reichsbauernführer Darré Euch



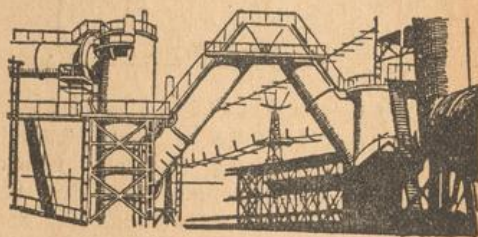
Bauern die Aufgabe gestellt, im zweiten großen Vierjahresplan die Erträge eurer Felder zu steigern. Das kann geschehen durch zweckentsprechende Düngung, durch Anbau von Saatgütern, die auf den einschlägigen Böden gedeihen, vor allem durch Anbau von Nähr- und Nutzpflanzen, die wir bisher vom Ausland beziehen mußten! Das kann geschehen durch die sorgsame Lagerung der Ernteerträge,

so daß möglichst wenig verdirbt! Das kann weiterhin geschehen durch die Haltung und Aufzucht von Viehassen, die widerstandsfähig sind und gute Erträge liefern! Das kann weiterhin geschehen durch die Erschließung von Neuland innerhalb unserer Landesgrenzen, so daß kein Fleckchen Erde ungenützt bleibt!"

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatten die Bauern in der getäfelten Wirtsstube den Worten des Hinkenden gelauscht. Ja, der Alte hatte wirklich recht. Doch darüber waren sich alle einig: Die Bauern allein können das große Ziel des Führers, uns möglichst unabhängig vom Ausland zu machen, nicht schaffen. Da müssen alle mithelfen, besonders auch die Städter, die Arbeiter, Unternehmer, Angestellten und Beamten. Die Männer an der Stammtischrunde nickten daher beifällig mit den Köpfen, als der Huberbauer an den Hinkenden die Frage richtete, welche Aufgaben der Industrie denn eigentlich im Rahmen des Vierjahresplanes zukämen.

Auch auf diese Frage war der erfahrene und weltbewanderte Hinkende gefaßt. Ohne langes Besinnen antwortete er daher: „Wenn ich Euch vorhin gesagt habe, daß Ihr Bauern an erster Stelle berufen seid, die Ernährung unseres Volkes zu gewährleisten, so haben alle anderen Stände des Volkes die Pflicht, Euch die Voraussetzungen für die Erfüllung dieser Aufgabe zu schaffen. Die chemische Industrie z. B. hat die Aufgabe, künstliche Düngemittel zu erzeugen und auf den Markt zu bringen, die ausgezeichnet und billig sind. Sie hat Werkstoffe herzustellen, die uns unabhängig machen von einer zu hohen Einfuhr von Baumwolle. Das ist ihr bereits gelungen. Schon heute ist die Zellwolle ein Erzeugnis, das in vielen Beziehungen der Baumwolle überlegen ist. Die chemische Industrie muß weiterhin auf dem Wege des Kohleverflüssigungsverfahrens Treibstoffe erzeugen, die uns unabhängig machen von der

Einfuhr ausländischen Erdöls. Sie muß weiterhin auf synthetischem Wege Gummi erzeugen, um uns unabhängig zu machen von der Einfuhr des tropischen Kautschuk. Auch das ist bereits gelungen. Allüberall sind gewaltige Werke entstanden oder im Entstehen, die diese beiden Rohstoffe, die für die moderne technische Entwicklung unerlässlich sind, hochwertig und preiswert herstellen. Daneben geht gleichzeitig eine systematische Auf-



schließung des deutschen Bodens. Überall, wo die geologischen Voraussetzungen gegeben sind, erheben sich die Bohrtürme, wie z. B. in der Lüneburger Heide und im Kraichgau (in der Umgebung von Bruchsal). An vielen Orten ist man schon sündig geworden.

Aufgabe der Metallindustrie ist es, zweckmäßige, gute und preiswerte landwirtschaftliche Maschinen zu entwerfen und herzustellen, die Euch die Bestellung des Ackers, die Herbeibringung und Verwertung der Ernte erleichtern. Die Metallindustrie hat weiterhin preiswerte und erstklassige Maschinen und Gebrauchsgegenstände aller Art herzustellen, die 1. den einheimischen Bedarf vollständig decken, 2. die Konkurrenz des Auslandes schlagen und 3. auf Grund ihrer hervorragenden Qualität und Leistung sich nicht nur auf dem Weltmarkt behaupten, sondern neue Märkte dazu erwerben. Nur durch die Ausfuhr hochwertiger deutscher Industriewaren sind wir in der Lage, uns das Geld ausländischer Währung (Devisen) zu beschaffen, das wir brauchen, um die Rohstoffe zu kaufen und einzuführen, die wir nicht oder noch nicht

selbst durch Werkstoffe ersetzen können. Das von der chemischen und Metallindustrie Gesagte gilt im gleichen Umfang für alle anderen Industriezweige. Außerdem hat die deutsche Industrie, neben der

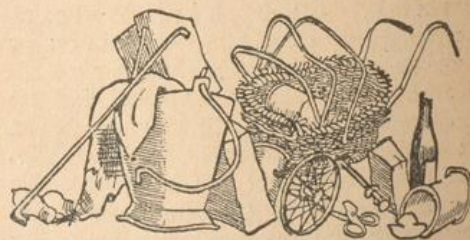


Deckung des Zivilbedarfs, dafür zu sorgen, daß die Bewaffnung und Ausrüstung unseres neuen Volksherees gewährleistet wird und in nichts hinter der der anderen Völker zurücksteht. Fürwahr, meine Bauern, Ihr seht also, daß die Aufgabe der Industrie im Rahmen des Vierjahresplans nicht minder groß und wichtig als die Curige ist!"

Doch der Reutebauer, der bei allen wegen seiner Wißbegierde bekannt war, gab sich noch nicht zufrieden. Er wollte gerne noch vom Hinkenden erfahren, was denn die Beamten, die Arbeiter und Angestellten im Rahmen des Vierjahresplans zu tun hätten! Auch diese Frage fand den Hinkenden nicht unvorbereitet. Er brauchte daher nicht lange herumzudrücken und gab vom Fleck weg, nach einem herzhaften Schluck aus seinem Bierseidel, Auskunft.

"Ich kann es Euch," so sprach er, "nicht verdenken, daß es manchem von Euch nicht recht einleuchten will, welche Aufgabe der Stadtbevölkerung beim Vierjahresplan zukommt. Sie spielt aber in Wirklichkeit eine ebenso bedeutende Rolle wie die Bauernschaft und Industrie. Die Bevölkerung unserer Groß- und Kleinstädte stellt zahlenmäßig den Hauptbestandteil unseres Volkes dar, d. h. die Mehrzahl der deutschen Verbraucherschaft. Offensichtlich kann keine Gemeinschaft auf einen grünen Zweig kom-

men, wenn die Gütererzeuger, die Bauernschaft und Industrie, sich alle Mühe geben, hervorragende Erzeugnisse in genügender Menge auf den Markt zu bringen, der Verbraucher aber diese Erzeugnisse nicht kauft oder schlecht und verschwenderisch damit umgeht. Die Hauptaufgabe der Verbraucherschaft, also der Angestellten, Arbeiter und Beamten, besteht also darin, schonend und sorgsam mit allem umzugehen, was der Fleiß Curer Hände dem Boden abgerungen und geschickte Arbeiterhände in den Fabriken geschaffen haben. Daher ist von der Führung des Reiches der Verbraucherschaft die Mahnung zugerufen worden: Kampf dem Verderb! Die Hausfrau und der Kaufmann, die keine deutschen Nahrungsmittel kaufen wollen oder verderben lassen, versündigen sich nicht nur am Bauernstand oder Arbeiterstand, sondern an der Volksgesamtheit. Jeder Verbraucher, der achtlos und rücksichtslos mit den Erzeugnissen des täglichen Bedarfs umgeht, verkürzt damit die Lebensdauer dieser Gegenstände. Jeder Arbeiter, der die ihm anvertrauten Werkzeuge und Maschinen sinnlos abnutzt und nicht sorgsam behandelt, setzt ebenfalls die Leistung und die Lebensdauer dieser oft sehr kostspieligen Konstruktionen herab. Er schädigt nicht nur seinen Arbeitgeber, sondern



wiederum die Volksgemeinschaft. Denn jede Mark, die für vorzeitige und vermeidbare Reparaturen und Ersatzanschaffungen ausgegeben werden muß, ist verloren für Neuanschaffungen oder für bauliche und maschinelle Verbesserungen. Jedes Eisenstück, das irgendwo ver-

rosket, jede Tube aus Zinn, jede Umhüllung aus Metall, die achtlos beiseite geworfen wird, kann nicht mehr dem Althändler zugeführt und von diesem der Industrie erneut zugeleitet werden. Die Folge ist dann eine vermehrte Einfuhr



dieser wertvollen Rohstoffe, d. h. aber eine Schädigung unserer Handelsbilanz. Umgekehrt hat der Unternehmer die Pflicht, seiner Gefolgschaft die bestmöglichen Arbeitsbedingungen zu schaffen, damit ihre Gesundheit nicht geschädigt und ihre Leistung nicht herabgesetzt wird. Außerdem hat jeder Verbraucher die Pflicht, seine Ansprüche in Nahrung und Kleidung danach einzurichten, was der Bauer und die Industrie auf den Markt zu bringen jeweilig in der Lage sind. Klar und deutlich hat der Beauftragte für den Vierjahresplan, Generaloberst Göring, in seiner großen Sportpalastrede in Berlin darauf hingewiesen. Es geht nicht an, unbedingt gerade dann Eier haben zu wollen, wenn die Hühner schlecht legen. Es geht nicht an, gerade dann Frischgemüse auf dem Tisch sehen zu wollen, wenn Eis und Schnee die deutschen Fluren bedeckt. Es geht auch nicht an, unbedingt nur solche Schuhe tragen zu wollen, die mit Krokodilhaut verziert sind. Und es geht erst recht nicht, nur Parfüms verwenden zu wollen, die aus Paris stammen. Aus dem, was ich Euch soeben gesagt habe, werdet Ihr erkennen, daß der Städter auch seine Aufgabe hat, nämlich die der größten Genügsamkeit und Sparsamkeit im täglichen Leben. Das

erfordert vom Städter angespannteste Aufmerksamkeit und den Verzicht auf viele liebgewordene Dinge und Gewohnheiten."

Die Bauern an der Stammtischrunde „Zum Goldenen Löwen“ stießen sich gegenseitig an. Ja, der Hinkende, der wußte Bescheid. Das, was er von den Städtern gesagt hatte, das ging sie eigentlich auch selber an. Doch das Schweigen währte nicht lange. Der Schulgebauer hatte sich erhoben und fragte in seiner bedächtigen Art, welches denn eigentlich die Aufgaben der Ministerien, Behörden und der großen Fachverbände seien im Zuge des Vierjahresplans. Diese Frage freute den Hinkenden ganz besonders; denn ihm war wohl bekannt, daß im weiten deutschen Land noch der eine oder andere Mederer sein übles Handwerk trieb und es nicht lassen konnte, zu kritisieren. Daher bot ihm diese Frage den willkommenen Anlaß, den Bauern, die alle wißbegierig vor ihm saßen, in kurzen Worten die ungeheure Verantwortung und Arbeitslast aufzuzeigen, die die führenden Männer in Partei und Staat auf ihren Schultern tragen. Er begann: „Ich erzähle Euch nichts Neues, wenn ich Euch



sage, daß kein Schiff, auch das beste nicht, etwas taugt ohne Kapitän und Offiziere. Das gleiche gilt von einer Armee ohne Generale und Stäbe. Genau so ist es bei der Führung eines Staates und der Wirtschaft eines Volkes. Wir Deutschen

schlagen mit unserem großen Vierjahresplan die gewaltigste Friedensschlacht der Weltgeschichte. Um eine Schlacht zu schlagen, braucht man zunächst einen klaren und gründlich durchdachten Plan. Der Feldherr, der ohne Plan in die Schlacht zieht, geradewegs ins Blaue hinein, hat diese schon verloren, noch ehe der erste Schuß gefallen ist. Er opfert nutzlos seine Soldaten und führt die Heimat ins Verderben. Ein solcher Mann ist überhaupt kein Feldherr, er ist ein Stümper, ja ein Verbrecher! Der Feldherr aber, der in vielen, vielen Arbeitsstunden klare Pläne ausarbeitet, seinen Offizieren und Mannschaften genauestens ihre Aufgaben anweist, sie an den richtigen Platz stellt und rechtzeitig ins Gefecht schießt, der wird siegen. Ein solcher Mann verdient den Namen Feldherr mit Recht. Wir Deutschen haben heute einen solchen politischen Feldherrn, unseren genialen Führer und Reichskanzler Adolf Hitler! Er hat den Plan entworfen und seine Durchführung seinen politischen Generalen, Offizieren und Mannschaften anvertraut, d. h. den Ministerien, Behörden, Parteigliederungen und Verbänden. Nur der Offizier, der eine gründliche Ausbildung genossen hat, wird auf Grund seiner Schulung und Erfahrung, wenn einmal die Schlacht entbrannt ist, den Kopf oben und den notwendigen Überblick behalten. Er wird immer wissen, wo es nottut, wo die Truppe eingeseht, wo sie zurückgenommen werden muß, wo sie Verstärkung braucht. Der Offizier hat aber auch die ganze Verantwortung. Er haftet mit seinem Kopf für die zielichere Durchführung der ergangenen Befehle. Ein solcher verantwortungsbewußter Offizier wird niemals nutzlos die Mannschaften opfern oder unsinnige Strapazen von ihr verlangen. Meine Bauern, Ihr alle habt es ja selbst miterlebt, wie im Weltkrieg im Großen Hauptquartier und in den Stäben der Armeen Tag und Nacht unsere Generale, allen voran Hin-

denburg und Ludendorff, über Karten und Plänen gebeugt saßen und arbeiteten bis zur Erschöpfung. So auch wird heute gearbeitet im Großen Hauptquartier des Vierjahresplans, d. h. in den Ministerien in Berlin, und in den Stäben des Vierjahresplans, d. h. in den Behörden, Parteigliederungen und Fachverbänden. Hier wird jedes Lebensgebiet des deutschen Volkes genau untersucht, jede Anregung und jede Erfindung wird hier überprüft und bearbeitet, dann zunächst im Kleinen irgendwo erprobt, um alsdann im Großen durchgeführt zu werden. Das erfordert viel, viel Fleiß und Arbeit und Geschicklichkeit. Ich glaube, daß Euch diese wenigen Worte genügen, um zu ermessen, welche Arbeitslast und Verantwortung auf den Schultern unserer führenden Männer heute ruhen. Ihr wißt nun auch, was Ihr von einem solchen Quertreiber zu halten habt, der nichts kann als nur kritisieren, selber aber nicht arbeiten und sich nicht einreihen will in die Friedensarmee des um seine wirtschaftliche Freiheit ringenden deutschen Volkes."

Bis in die späten Abendstunden hinein hatte der Hinkende die Fragen beantwortet, die die aufrechten und arbeitsgewohnten Bauern an ihn gerichtet hatten. Sie alle waren ihm dankbar für seine offene und aufschlußreiche Belehrung. Und alle die wetterharten Männer in der Wirtsstube „Zum Goldenen Löwen“ waren eines Sinnes mit ihrem Bürgermeister, als dieser den Abend beschloß mit der Versicherung, daß jeder von ihnen seine Pflicht, ja noch mehr als das tun werde, um das neue große Aufbauwerk des Führers, den zweiten großen Vierjahresplan, in allen seinen Punkten verwirklichen zu helfen.





Von Hans Watzlik

Drei bayrische Meilen nördlich der Donau liegt in einer Landschaft, die spottweise das Holzbirnenparadeis genannt wird, das arg vermooste Dorf Hubelschmeiß.

Diese Gemeinde entbehrte leider des Belassens, darein man verdächtiges und lichtscheues Gefindel oder ansonst Leute festsetzen konnte, die ungebührliche Schmähungen wider die Obrigkeit ausstießen. Es hieß, die Männer von Hubelschmeiß hätten einmal einen ertappten Lämmerdieb mangels eines festen Gewahrsams unter einem Grasfornb versperrt, und der dortmalige Bürgermeister hätte sich darauffehen müssen, daß der Lump nicht entlaufe. Dieses erlogene Märlein war dem Ansehen des Dorfes sehr abträglich und führte zu Unfrieden mit den nachbarlichen Dörfern, zumal da die Hubelschmeißer ein fischliches und hitziges Volk waren und keinen Spott auf sich sitzen ließen.

Um dieser bösen Nachrede die Wurzel auszugraben, bauten sie einen winzigen, aber festen Turm, versperrten ihn mit einer starken Eichenlir und schlugen vor das Fenster ein eisernes Gitter. Das Stüblein drin aber war freundlich, und sie rüsteten es wohnlich aus, daß sie sich seiner nicht zu schämen brauchten. Auch eine Uhr hängten sie an die Wand, die Gefangenen sollten daran die Qual der langjamern Zeit gründlich auskosten.

Sie mußten lange auf den ersten Häftling warten, denn sie waren in diesem

Hinblick wählerisch und wollten die Ehre nicht jedem ersten Besten gönnen, nicht etwa einem zottigen Zigeuner, der ihnen noch dazu Ungeziefel züchtete in das säuberliche Stüblein, und auch nicht einem einheimischen Krautdieb, sondern einem hochgefährlichen Kerl, einem düsterlichen Moritäter, der von weither war.

Den Hut windschief am Schopf, das Kinn auf den Haselstock gestützt, saß der Landstreicher Kardanus Dunzel am Straßengraben und zupfte Gras. Seine Kunst war, sich um zwei Tage nicht mehr zu kümmern, nimmer um den gestrigen und nimmer um den morgigen. Das Leben gefiel ihm, wie es war. Die Föhre am Weg war sein Dach, der grüne Rasen sein Bett, sein Wein war, was der Gänsschnabel trank, und sein Brot kam aus dem Ungewissen. Aber frei war er wie der Fink im Hagedorn.

Der Tag war trüb, es hätte gern geregnet und konnte nicht. Fern blies ein Hirtenhorn. Eine Elster plauderte.

Den Dunzel packte auf einmal, er wußte nicht warum, das süßtraurige Gefühl des Heimwehs. Und er hatte doch keine Heimat! Ein rotes Ziegeldach zu Häupten, ein Tisch, darunter die wegzerrissenen Füße zu reden, ein frisch und prall gestopfter Strohsack! Wie schön wäre das! Und dann eine dampfende Schüssel vor sich mit Fleisch und Kraut! Der Dunzel schnupperte träumerisch. Er hatte heute noch keinen warmen Löffel im Magen.

Schau, schau, geschehen noch Wunder?

Ein feister Gänserich wackelte einsam die Straße daher, das Bäuchlein schleppte er schier auf der Erde hin.

Der Dunzel lugte über die Flur. Weit und breit zeigte sich kein Mensch. Da rückte er vergnüglich den Spizhut und grüßte: „Gehorsamster Diener, lieber Ganser! Wem gehörst du denn? Was, du antwortest nicht? Du weißt also nicht, wem du gehörst? Vielleicht gehörst du überhaupt niemanden? Nun, wenn du gar so verwaist in der Welt stehst, will ich mich deiner annehmen!“

Flugs griff er nach dem zügelnden Vogel, barg ihn unter dem Röcklein, so gut es ging, und strabanzte davon. Den Ganser wollte er im Wald rupfen und überm Feuer sengen.

Doch schon war ein Bauernhause hinter ihm her, handfeste, hurtige Leute, und zu allem Unglück fing der Vogel rechtschaffen um Hilfe zu schreien an. Es war kein Brombeerbusch und kein Heuschaber in der Nähe, sich zu verstecken, und darum ließ der Dunzel seine Beute los, blieb stehen und schaute scheinheilig darein. Jetzt fährt ein grobes bayrisches Donnerwetter nieder, dachte er. O ich armer Schlemihl!

Sie packten ihn hart an, achteten nicht auf sein rotwelsches Geplapper und fluchten: „Gansdieb, marsch mit dir ins Loch!“

„Laßt euch sagen, ihr Raffern“, bettelte er, „haut mir lieber fünfundzwanzig außs nackte Fleisch, ich will euch eine Quittung darüber ausstellen und mich nimmer bei euch blicken lassen!“

Und er sträubte sich und warf sich auf die Straße hin. Aber die Hubelschmeißer waren fröhlich, daß sie endlich ihren Gefangenen hatten. Sie holten einen Schubkarren, luden den Dunzel auf und schafften ihn ins Dorf, und dort schlossen sich ihnen alle Hunde an und lästerten und beschimpften den Fremden. Man wollte mit ihm ein Verhör anstellen und ein Protokoll aufnehmen. Da aber im ganzen Hubelschmeiß kein Tintenzeug zu finden war, so unterblieb das.

Am Friedhof war gerade ein Begängnis zu Ende, die Wittib stand vor der Grube, warf die Arme in die Luft und

zeterete: „So einen krieg ich nimmer! So einen nimmer!“

Der Dunzel war wundersam überrascht, als er in das Gefängnis gestoßen wurde. Er hatte einen feuchten, finsternen Unterkeller erwartet, und nun stand er in einem funkelnagelneuen, reinlich geweißten Stüblein, drin ein Bett zu behaglicher Rast einlud und auf dem Tisch ein blauer Willkommenstrauß herzlich grüßte. Durch das vergitterte Fenster sah man das Kirchlein, in dessen hohe, hagere, vergraute Fenster schier die Waldbäumen mit ihrem Geäst stießen, und dann den Dorfanger.

Der Dunzel setzte seinen Hut auf den Stod und lehnte ihn also in die Ecke. Hernach brachte er die braune Wanduhr in Gang. „So, jetzt lebt etwas neben mir“, sagte er. „Jetzt bin ich erst daheim.“

Die Wittib Aurelia Huber, den stattlichen Leib mit unzähligen Kitteln gepolstert, ging draußen mit einem alten Menschen vorüber, der eine Schaufel trug und nach dem Grab roch. „Das überleb ich nicht!“ jammerte sie. „In ein paar Tagen folg ich meinem Seligen nach! Grab mir ein Loch in deinem Kreuzelgarten, Meister Josef!“

„Heut noch grab ich es“, sagte der Totengräber dumpf.

Der Dunzel steckte den Kopf durchs Gitter und zwischen Pelargonie und Rastus zum Fenster hinaus. Birngrün leuchtete der ruhige Himmel, steiler Rauch blaute über den Schindeldächern, und eine Abendfriedenglocke scholl schläfrig. Hier war gut sein!

Jetzt lebte der alte Landstreicher Raradanäus Dunzel in vollkommener Sorglosigkeit. Das Essen wurde zur rechten Zeit ihm auf den Tisch gestellt und langte reichlich. Und die Zeit wußte er sich zu kürzen. Er sah, wie Mensch und Vieh sich auf dem Dorfplatz gebärdeten. Und den Kindern, die sich vor seinem Gitter versammelten, erzählte er von der Welt, die er durchstreift hatte und die er bis außs letzte Tüpflein kannte: von den wunderlichen Wahrzeichen zu Regensburg, vom Teufel im Loch, vom blauen Esel und vom nackten Mann auf der steinernen

Brüde, der „Schud, wie heiß!“ sagt. Und der Dorfmann, ein verkümmertes, ältliches Büblein, wurde zutraulich, starrte zum Fenster herein und flüsterte geheimnisvoll und wichtig: „Einmal eins ist eins!“ Und drüben im Lattichgärtlein kräutelte die Wittib Aurelia Huber, die bereits sechs eheliche Männer unter der Erde versorgt hatte, und sang mit betrübtem Hall:

„Die Rosen blühen im Garten,
die Blätter fallen ab,
ich kann es nicht erwarten
bis an das kühle Grab.“

Der Dunzel schmunzelte in sich hinein. Alles Volk hier hauste in abgelebten, baufälligen Mauern, er aber bezog ein neues, sicheres Haus, daraus er lustig schaute wie die Maus aus dem Brotlaib. Alle andern mußten sich irgendwie plagen: der Pfarrer hatte die schwierige Predigt auswendig zu lernen, die Bauern sichelten Disteln und mußten im Schweiß ihrer Stirn das Brot schaffen, der Totengräber schaufelte auf und schaufelte zu, der Hirt rannte sluchend den übermühtigen Röhren nach. Der Nachtwächter mußte schildwachen, und er stand oft welterschmerzlich im erbärmlichen Regen, den Mantel durchtränkt, und aus der Hutterinne rann ihm das Wasser auf die Schultern. Der Dunzel allein lebte ohne Mühsal, geborgen vor den Unbilden der Welt und zufrieden.

Die Wittib Aurelia Huber hatte eine Woche lang geklagt: „Ach, ach und ach, ich kränkel dahin! Totengräber, scharr mir die Erde auf!“ Aber ihr verdrossener Mut schlug ins reinste Himmelblau um, als sie das vergnügte Gesicht des Dunzel im Fenster des Gemeindeloches wie einen aufgeblühten Kugellaktus schimmern sah. Sie gab ihm alsbald mit zwei Augen, die einem Arsenikroß zur Zierde gereicht hätten, wohl zu verstehen, was er zu hoffen hatte, und ließ ihm heimlich ein Brieflein zukommen, darum ein Herzrahmen gespannt war. Und als hernach der Meister Josef ihr anzeigte, das bestellte Grab stünde schon offen, da lachte sie: „Schütt es zu, schütt es wieder zu! Es ist nimmer nötig.“

Und einmal abends machte sie sich reizend, sie setzte einen Hut aus Blumen auf, zog zum siebentenmal den schwarzseidenen Brautrock an und die geißledernen Hochzeitsschuhe mit den Spitzstöckeln, die so hoch waren, daß ihr fast schwindelte, wenn sie ins Gras hinunter schaute. Und sie klöp-



Und einmal abends machte sie sich reizend . . .

felte heimlich am das Fenster des Türmeleins und schnarrte zärtlich: „Du auf, lieber Einsiedel!“ Und der liebe Einsiedel drin erwachte, riegelte das Fensterlein auf und rechte den harten Bart durchs Bitter, und der Mond brannte in mildem Feuer, und auch der Dunzel geriet in eine gelinde Blut.

Fortan flossen seine Tage noch schöner dahin. Die verliebte Wittib suchte sich mit feinsten Speisen seine Gunst zu bewahren, und er tat sich gütlich an den Werken ihrer Küche und ließ sich die zarten Backhühner, das angenehm und nicht übertrieben durchsäuerte Kraut und die Knödel wohl behagen, die fast so groß waren wie die schwedischen Kanonenkugeln. Sie brachte ihm Krüge voll braunroten Bieres, selbstgebraut und kühl vom Felsenkeller,

und täglich einige Lot durchdringenden Schmutztobak, auf daß er alle seine Sinne ergöhe.

Darüber aber erwachte der Neid der Bauern. Es verdroß sie, daß das Glück dem Faulpelz den süßesten Brei ins Maul kaute, und sie murrten: „Wir schinden uns, daß uns das Blut aus den Nägeln tropft. Der Lump arbeitet nichts und sitzt



„Und ich schmeiß euch einen Prozeß an den Hals!“
so drohte der Dunzel.

wie in einem Fetttage. Ist das eine Gerechtigkeit?“

Also betraten Bürgermeister und Rat eines Tages den Turm und sagten freundlich: „Du hast genug gebüßt, Dunzel. Weich ab! Wir brauchen das Gefängnis für den Dorfnarren.“

Der Dunzel schaute nachdenklich auf die Pantoffeln hinunter, darein ihm die Wittib Huber lachende Rosen gestickt hatte, und meinte, er sei fest gewillt, die Strafe des Kerkers bis an sein Lebensende freiwillig zu tragen, und hoffe sich davon eine bessere Wirkung für seine Seele.

Da erkannten die Männer, daß sie hier nur mit dem bitteren Kräutlein Geduld

Widerstand leisten könnten, und sie sperrten klüglich die eichene Tür hinter dem Dunzel nimmer zu, auf daß er entspringen möge.

Ihn aber rührte die Versuchung nicht. Sollte er wieder die steinigen Straßen und dornigen Raine dahin streifen und stromen, die Zunge dürr bis in den Schlund hinab und voller Hunger, daß sich ihm das Eingeweide im Bauch bäumte? Er erinnerte sich an die Regengüsse, davon die Vögel in den Nestern ersaufen, und an die Zeit, wo die Steine am Weg kalt werden und das Gebälk der Brücken und wo der Spätherbst in den Stauden hüstelt. Und da sollte er wieder im Graben nächtigen oder in einer morschen Kapelle, die im Wind wadelt? Nein, nein! Und hernach zwingt der Winter den Wald, die Kälte nebelt aus dem Bach, und man erfriert sich zwischen Dreikönig und Lichtmeß die Ohrwäschlein!

Der Dunzel schüttelte entschlossen den Kopf. Und abends vor dem Schlafengehen verrammelte er die unversperrte Tür von innen mit dem Tisch.

Zur selben Zeit stellte die achtbare und mannhafte Wittib Aurelia Huber an den Bürgermeister das Ansinnen, man möge ihr den eingetürmten Kardanus Dunzel, Weltreisenden aus Unter-Oesterreich, zu einer frommen Ehe überlassen. Doch die Obrigkeit wies sie scharf und nicht ohne Entrüstung zurück, mit sechs Männern könne ein Weib schon zufriedengestellt sein, und sie möge es sich damit genügen lassen, ein siebenter sei schon sträfliches Uebermaß. Mit der Schürze vor dem Gesicht lief sie heulend heim, der letzte grüne Schößling ihrer Hoffnung war geknickt.

Wieder sprachen die von Hubelschmeiß im Turm vor. Der Bürgermeister mißbilligte es mit zarter Mahnung, daß der Häftling noch immer nicht entwischt sei. „Wir meinen es gut deutsch und ehelich mit dir“, sagte er. „Sieh hin! Jetzt ist noch Zeit. Aber bald würdest du bei uns so strohend und feist werden, daß du dich kaum mehr von Haus zu Haus schleppen könntest. Drum geh! Du wächst uns schon zum Hals heraus.“

„Mir gefällt es da“, antwortete der Dunzel. „Ich wünsch mir es nicht besser.“

„Du spinnst fein“, ereiferte sich der Förster. „Du Fuchs, dir gehört ein grober Schrot! Wir prügeln dich davon!“

„Oho, das wäre gegen Recht und Billigkeit! Und ich schmeiß euch einen Prozeß an den Hals, daß ihr euer Lebtag an den Unkosten zu tragen habt!“ So drohte der Dunzel.

Darauf wußten sich die Männer von Hubellschmeiß nicht anders zu helfen, als daß sie Tür und Tor des Gefängnisses aus hoben und wegschafften und der Schmied das Bitter vom Fenster wegriß.

Der Dunzel sah die ganze Nacht wach und wartete zähneklappernd auf Räuber, Totstecher und Geister, die aus dem Friedhof steigen. Der eifige Schweiß brach ihm aus. Auf freiem Feld zu schlafen, ist wahrlich ein Kinderpiel. Aber in einem

unversperrten Haus?! In einer Stube ohne Tür und Riegel?! Da kann ja einer einbrechen!! Es war eine bängliche Nacht, wie er sie noch nie erlebt hatte.

Am andern Morgen griff er nach seinem Stecken und ging.

Die Wittib stand betrübt in dem welken Gärtlein ihrer Gefühle und winkte ihm nach.

„Ach ja!“ seufzte er weise. „Wer nur zu neunundneunzig Kreuzern geboren ist, bringt es sein Lebtag zu keinem Gulden.“ Sehnsüchtig schaute er noch einmal nach dem Gemeindeloch zurück.

Als er aber wieder die offene Straße unter den Fersen spürte und die Ferne seidenblau zerflossen vor ihm lagerte, das Gras redete, die Stauden sangen und die freien Bäche in die Wiesen fuhren, da verlor sich seine Bekümmernis. Er piff einen alten ledern Reitermarsch und trabte davon.



Lebensraum

von

Freiherr Rüdert-Rüdenau

Na, endlich entsinnt sich die Heimat, daß sie Kolonien hat! Das ist wenigstens ein Trost.“

„Ja, wenn die Halunken Bebel und Erzberger nicht dauernd gegen uns Sturm liefen, wäre wohl manches besser im Deutschen Vaterland! Der „grüne Tisch“ regiert aber drüben. Da können wir dummen Farmer hier wohl arbeiten und unser Vermögen in diesen sterilen Boden stecken, wir dürfen gegebenenfalls auch für unser schönes Afrika sterben, aber die Heimat will nichts von uns wissen. Gebe Gott, daß aus der Hoffnung eine Tat erwächst, die sich Jahr für Jahr wiederholt und uns Absatz schafft, sonst müssen wir uns selbst helfen.“

Ein Händedruck. Sergeant Rotfahr sitzt

auf, und die Polizeipatrouille verschwindet im Staub.

In Deutschland ist Fleischnot. Drei kapitalkräftige Firmen haben sich entschlossen, diese durch Ankauf von Schlachtieren in Südwest-Afrika zu hannen, wodurch den Hungernden in der Heimat und den schwer um ihre Existenz ringenden Farmern geholfen werden könnte.

In Südwest kennt man nur Einheitspreise. Der handeltreibende Jude fehlt gänzlich. Dort kostet der dreijährige Ochse 150 Mark, der schlachtreife Hammel 15 Mark. Aber die schöne Kunde, um dereitwillen die Polizei durch das Land jagt, hat noch einen Haken. Ankauf und Uebersee-Transport können nur durchgeführt werden, wenn die Regierung die

Einfuhrzölle ermäßigt, wobei der Reichstag ein gewichtiges Wort mitzureden hat. Dort aber sitzen alte Feinde Deutschen Kolonialbesitzes, Deutscher Weltmacht.

"Johannes", schallt es über den Farmhof zu den Eingeborenenhütten. Und wie ein geölter Blitz tritt der Betschuana vor seinen Herrn.

So ein Eingeborener hat immer ein schlechtes Gewissen! Durch das schwarze Lodenhaupt geht die ungewisse Frage, was wohl die Polizei so ganz außer der Zeit gewollt habe. Mit der unschuldigsten Miene tritt er aber vor den Farmer.

"Johannes, morgen früh nach dem Melken bleibt zunächst alles Vieh in den Krälen. Wir müssen die Schlachtreifen Tiere, Ochsen und Hammel, zählen und zeichnen."

Zweifel und Staunen zeigt sich in den sonst so beherrschten Zügen des Betschuana, doch wagt er keine Frage.

Wie an allen anderen Tagen tritt der Farmer Müller auf Elisenfreude des anderen Tages um fünf Uhr aus seinem Wohnhaus, geht zum Melken, hält sich aber nicht wie sonst dort länger auf, sondern wendet sich zu seinem Kleinvieh, das sechstausend Stück zählt, wo ihn der Hirte, der Herero Tom, erwartet.

Nach Austausch des Morgengrusses erhält dieser seine Anweisung:

"Tom, aufpassen, sämtliche Muttertiere, Ziegen und Schafe, läßt du langsam aus dem Kral. Deine Mutter Alwine soll deren Obhut vorerst übernehmen."

Dann wendet sich der Farmer in Begleitung von Johannes wieder zum Großviehkral.

"Wenn das Melken beendet ist, geht der Herero Franz mit den Kühen und Zuchtbullen zur Weide, übergibt dort aber die Herde dem Hereroweib Anna und kommt sofort zurück."

Dann geht Müller, der unverheiratet ist, — zum Heiraten gehört bekanntlich Geld, ein rarer Artikel im Lande, da jeder Farmer zwar alle Arten Farmprodukte in Hülle und Fülle, aber kein Bargeld hat, — zu seinem Haus zum Frühstück, das

denkbar einfach ist: einige Gläser kalte Milch, selbstgebackenes Brot und Butter. Darnach sucht er wiederum Tom auf.

"Die Karpater kommen für unsere Aufnahme nicht in Betracht, Tom. Doch muß ich wissen, wieviele Hammel wir in etwa drei Monaten verkaufen können."

Tom überprüft die im Kral gebliebenen Tiere und erwidert im Brustton innerster Ueberzeugung:

"Drei Hammel, Herr."

Die Eingeborenen haben keinen Begriff für Menge oder Zeit.

"Wollen zählen. Johannes, du kommst zu mir, hältst jedes Tier fest, damit ich es prüfen und zeichnen kann."

Jetzt beginnt ernste Arbeit, die aber mit großer Schnelligkeit geleistet werden muß. Jeder Hammel, der für den Verkauf in Frage kommt, erhält ein Zeichen in das linke Ohr. Nach fast zwei Stunden kann Müller feststellen, daß wenigstens dreihundert Hammel für den Transport nach Deutschland in Betracht kommen. Dann wird Tom mit seinen Tieren auf die Weide entlassen, und der Farmer wendet sich den Ochsen zu.

Hier ist die Arbeit weit schwieriger, denn in Afrika wächst jedes Tier in völliger Freiheit und Wildheit auf. Das "Brecken", wie man das Zähmen nennt, erfordert oft acht Tage größter Geduld und zähester Energie. Um einen so aufgewachsenen Jungstier zu bändigen, sind vier kräftige Männer erforderlich, denn selbst das geworfene Tier gibt die Versuche zu Selbstbefreiung nicht auf.

Jedes Stück Großvieh, zu dem man Pferde, Esel und Rindvieh rechnet, trägt den Brand des Farmers. Der des Müller zeigt laut Verfügung des Gouvernements folgende Zeichen: „M 3 7". Alle Tiere im ganzen weiten Schutzgebiet, die nur dieses Zeichen tragen, gehören dem Farmer Müller auf Elisenfreude. Der erste Brand findet sich auf der rechten Keule, der zweite, wenn das Tier seinen Besitzer wechselt, kommt auf die linke Keule, der dritte auf das rechte Schulterblatt, der vierte auf das linke. Derart zahlreiche Brände findet man aber höchstens bei

Sugochsen, die öfters den Besitzer wechseln.

Die unvorhergesehene Arbeit bei den Ochsen benützt Müller, um sein Gespann durch bessere Zugtiere zu ergänzen. Da die Farm näher als hundert Kilometer an der Bahn liegt, benötigt er für seinen Frachtwagen nur achtzehn Ochsen. Als der Farmer die Mittagsglocke läutet, kann er als Ergebnis seiner Arbeit vierzig verkaufsfähige Ochsen buchen.

In der Ruhepause nach dem Essen eilen die Gedanken in die ferne Heimat. Dort rührt auf einem Gute in Pommern ein junges Weib die kräftigen Hände. Vielleicht eilen gerade auch deren Gedanken zum fernen Afrika.

Müller rechnet: „40 Ochsen zu 150 Mark ergibt 6000 Mark und 300 Hammel zu 15 Mark ergibt 4500 Mark. Hurra, Elise, Hurra, wir können heiraten!“

Wochen und Monate gehen ins Land. Als die angenommene Frist von drei Monaten weit überschritten ist, erhalten Gouvernament und Schutzgebiet die niedererschmetternde Kunde, daß im Reichstag die alten Kolonialfeinde mit ihrem Anhang Sieger blieben.

„Das Reich ist an seine älteren Handelsverträge gebunden. Die Deutschen Schutzgebiete sind handelspolitisch für das Reich Ausland. Die Zölle können nicht ermäßigt werden. Trotz des weiteren Transportes ist die Fleischnot in Deutschland durch größere Käufe in Australien auszugleichen.“

Selten wurden Deutsche schlimmer enttäuscht!

Ein Aufschrei geht durch das weite Land: „So helfen wir uns selbst!“

Die einzelnen Bezirke des Schutzgebiets sind riesengroß. Der Kreis, zu dem Farm

Elisenfreude mit ihren 11000 Hektar gehört, umfaßt das Gebiet von Württemberg, Baden und Hohenzollern. Hier arbeiten 84 Großfarmer, 48 Kleinsiedler, und in der Bezirkshauptstadt leben 60 Deutsche.

Wieder reiten Polizeibeamte durch den Kreis und entbieten die gesamte männliche Bevölkerung auf einen Tag zum Bezirkshauptmann. Was bisher unmöglich schien, jetzt wird es Tatsache! Ein einstimmiger Beschluß kommt zustande:

„Wir sind uns einig! Die Heimat hat versagt! Zentrum und Sozialdemokraten in einer Front wollen uns abdroffeln! Wir helfen uns selbst! Eine Viehverwertungsgenossenschaft ist ins Leben gerufen! Ein Schlachthaus wird gebaut! Für den Absatz sorgt eine unserer größten Firmen! Am 1. Juli 1913 wird mit den Schlachtungen begonnen!“

Als der Farmer Müller nach seiner Farm zurücktritt, hat er die Gewißheit, in zwei Jahren heiraten zu können.

Enttäuschungen kennt der Deutsche in Afrika, aber keine Entmutigung. Schlägt das eine fehl, wird das andere versucht. Die Arbeit geht weiter, die Sorgen bleiben. Durch den Zusammenschluß einer Anzahl Großfarmer wird die gesamte Butter auf den Diamantfeldern bei Lüderitzbucht verwertet. Das bedeutet, daß der Farmer seine Butter täglich auf Eselsrücken zur Sammelstelle schickt. Von dort aus fährt diese in großen Gebinden mit dem Ochsenwagen zur Bahn. Besondere Kühlwagen bringen das Erzeugnis in drei Tagen über 1000 Kilometer weit zur Hauptammelstelle Lüderitzbucht, wo die Massen wieder zerlegt und auf Kamelrücken in die Namib zu den Diamantfeldern gebracht werden. Jeden Monat wird abgerechnet, wobei der Farmer für

Wir wollen in dieser Stunde danken den Hunderttausenden und Hunderttausenden deutscher Frauen, die uns wieder das Schönste gegeben haben, das sie uns schenken konnten: viel Hunderttausende kleiner Kinder. Sie sind die schönste und reichste Ernte, die ein Volk sein eigen nennen darf.

ADOLF HITLER (Rede am Erntedankfest)

jedes Kilo Butter 1.80 Mark erhält. Den gleichen Weg wandert auch der im Lande erzeugte Tabak.

In der Bezirkshauptstadt ist eine staatliche Zigarettenfabrik. Der Boden der Farm Elisenfreude eignet sich nicht zum Umbau von Zigarettentabak, dagegen haben jahrelange Versuche ergeben, daß Sumatratabak am besten gedeiht. Der Deutsche in Afrika, und noch viel mehr der Eingeborene, bevorzugt aber schweren Tabak, was bei der Fermentierung erreicht werden kann.

Müller möchte aber sein wirklich gutes Erzeugnis besser verwerten. Wo findet er aber einen Käufer? Der briefliche Gedankenaustausch mit der Heimat erfordert zwei Monate. In Geduld kann sich der Deutsch-Afrikaner üben! Schließlich ist der Abnehmer in Hamburg gefunden, doch stellt er gewisse Bedingungen für den Seetransport. Als Vorbild wird Kamerun genannt.

Kamerun? Dort war doch früher unser Gouverneur. Der kann und wird mir helfen, sagt sich der Farmer.

Sogleich wandert ein Brief nach Windhuf mit der Bitte nach einer persönlichen Rücksprache, der bereitwilligst Gehör findet.

Mit neuer Hoffnung kehrt Müller auf seine Farm zurück.

„Die Finnische Mission, deren Boten im Amboland sitzen, wird Ihnen die nötigen Palmmatten als Packmaterial des Tabaks liefern. Doch wird mindestens ein Jahr vergehen, bis die ersten Matten auf dem Kopf eines Eingeborenen vom Kunene bis zur Bahnstation Omarruru kommen, wo die dortige Mission die Weiterleitung zur Farm Elisenfreude übernimmt. Was schadet das aber? Ein Jahr ist in Afrika eine kurze Zeit“, erklärte der erste Beamte der Kolonie.

Müller wird die Sandblätter seiner nächsten Ernte gemäß den Anweisungen des Gouverneurs noch sorgfältiger behandeln. Ein neues Absatzgebiet, das sich von Jahr zu Jahr steigern kann, ist gefunden. Dazu kommen dann die Einnahmen aus der Schlachtwiehgenossen-

schaft. Wie wird das Leben sich dann freundlich gestalten.

Arbeit in Hülle und Fülle! Gewiß! Aber endlich auch klingender Lohn! Dann wird Müller zu seiner Braut nach Pommern fahren, sie werden heiraten, er wird sich endlich nach zehn Jahren ununterbrochenem Aufenthalt in Afrika erholen können und sechs Monate in der Heimat zubringen.

Seine Eingeborenen sind ehrlich und treu, oft erprobt. Der Betschuana Johannes wird sein Vermögen verwalten, mehrere, hüten, bis er mit seiner Elise ausgeruht und gestärkt zu neuer Arbeit zurückkehrt. Fast ist diese Aussicht zu schön. Und doch, es wird, es muß ja so kommen!

Im April 1914 verpachtet Müller seinen ersten Sumatratabak für Hamburg. Er zeigte die gleiche Güte wie die Probe aus Kamerun.

Ein bitterer Tropfen war aber doch in den Freudenbecher gefallen. Die Erstellung der Fleischverwertungsfabrik hatte mehr gekostet, als der Voranschlag errechnet hatte, auch mußten die vor Jahren gezeichneten Anteile voll bezahlt werden. Von 10 000 Mark konnte keine Rede mehr sein, doch stand dem Farmer immerhin die gute Hälfte zur Verfügung. In Hamburg konnte er noch den Erlös aus seiner Tabaksendung kassieren.

Vor seiner Abreise ist Müller in Windhuf.

„Droht Krieg?“ ist bei allen maßgebenden Stellen seine Frage.

„Ausgeschlossen“, erhält er stets zur Antwort. „Bis Weihnachten sind Sie ja wieder hier. Vor 1915 ist an keinen Krieg zu denken. Sie kennen ja die ‚Londoner Akte‘. Sollte in Europa wirklich ein Krieg entbrennen, kann er niemals auf Afrika übergreifen!“

So reißt Müller beruhigt ab — und fährt mitten in den Weltkrieg hinein! Fünf Tage nach seinem Eintreffen in Hamburg steht er bereits an der Front. Erholung? Hochzeit? Wo das Vaterland in Gefahr! Nie kamen ihm diese Ge-

Danken! Durch hundert Schlachten und Gefechte begleitete ihn aber das Wissen, daß er nicht fallen dürfe, denn drüben im fernen Sonnenlande Afrika warten auf ihn seine Arbeit, sein Vermögen, seine Eingeborenen.

Nach fast fünf Jahren ist der Krieg zu Ende — Erzberger am Ziel! Deutschland ist zerschlagen, seiner Kolonien beraubt!

Langsam kommen Nachrichten aus Afrika. Elisenfreude ist von Grund auf zerstört, weil der Besitzer in Europa an der Front stand. Die Brunnen sind gesprengt, Müller wurde durch den Krieg ein Bettler!

Soll er die Hand des Feindes aus dem Kriege ergreifen, um in seinem lieben Afrika von neuem anzufangen? Soll er Sklave unter fremden Joch sein, wo er früher Herr war?

Nein! Lieber in Deutschland hungern, lieber selbst sterben, wenn es sein muß. Denn: einmal wird Deutschland aufstehen! Einmal wird der Deutsche Adler seine Schwingen wieder regen! Einmal wird auch dieses von Parteien zerrissene Volk sich wie die damals weit verstreute Farmerschaft zu einer Notgemeinschaft finden. Und dann wird der ehemalige Feindbund einsehen, wie fadenscheinig die Gründe für die Wegnahme unserer Kolonien waren.

Müller ist in den langen Jahren alt geworden. Für ihn ist Afrika nur noch ein Traum. Aber überall wächst Deutsche Jugend heran, überall regen sich fleißige Hände. Der Lebensraum in Deutschland ist beschränkt, darum brauchen wir unsere mit Deutschem Fleiß und Deutscher Tatkraft aufgebauten Kolonien!

Pöttmakers letzte Ostern

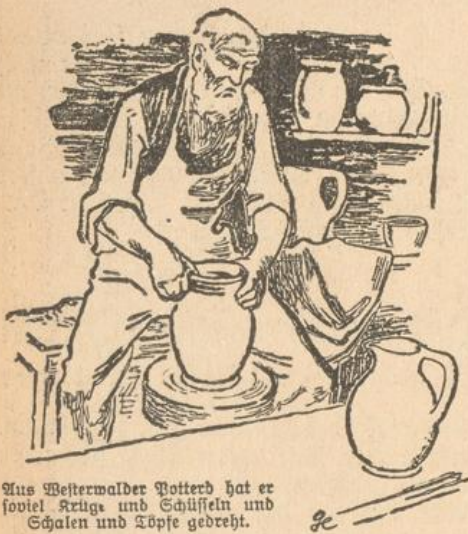
Erzählung von Richard Curinger

Töpferei, so sagt Ohme Pöttmaker, Töpferei ist das älteste Handwerk, und wenn es nicht Westerwalder Pott-erde (Topsferde) gewesen ist, aus der ufe Herrgott Sonne, Mond und Sterne von seiner Drehscheibe hinausgeschleudert hat ins All, daß sie noch heut um ihre Achse tanzen, und wenn es nicht Westerwalder Ton gewesen ist, aus dem er den Menschen gebaden hat, so doch kein schlechterer; denn Ohme Pöttmaker läßt über dreierlei nichts kommen: über Westerwalder Potterd, seinen alten Adam und seinen alten Levergott (Herrgott)! Mit Recht; aus Westerwalder Potterd hat er soviel Krüge und Schüsseln und Schalen und Töpfe gedreht in seinem langen, langen Leben, daß in ganz Westfalen kein Haus sein kann, in dem nicht mal solch ein Ding gestanden haben soll aus Pöttmakers Hand oder aus Pöttmakers Vaters Hand, oder doch aus Pöttmakers Großvaters Hand; denn die Pöttmakerei hat sich vererbt in Pöttmakers Haus so, daß keiner am Ende mehr weiß, wie

Pöttmakers eigentlich geheißen haben. Und Ohme Pöttmaker sagt, sie haben Adam geheißen, und ihr Stammbaum reicht bis auf den alten Adam zurück, über den Ohme Pöttmaker nichts kommen läßt. Adam aber geht bis auf unseren Herrgott selber zurück, drum geht Ohme Pöttmaker selber auch wieder auf unsern Herrgott zurück. Und wenn er keine zehn Worte sagt, ohne daß ufe Herrgott eins davon wär, so wird er wissen, warum. Und wenn die Alten und Jungen, die Ammen und die Kinder zu Ohme Pöttmaker Ohme Adam sagen, so werden sie wissen, warum. Wenn sie aber zu Ohme Pöttmaker ufe Herrgott sagen, so wollen sie ihm spotten, und wollen ihm doch gewiß nicht spotten; denn solch ein Name ist kein Spott. Er mag ihn aber deshalb bekommen haben, weil er wirklich am Ende so ausgesehen hat wie der liebe Gott im Bilderbuch, schneeweiß, mit blauen Westfalenaugen und einem weißen Bart, der freilich nie so lang geworden ist, wie der von ufe Levergott; denn ufe

Herrgott ist hunderttausendmal hunderttausend Jahre alt, Ohme Pöttemaker aber ist nur neunundachtzig Jahr geworden, er, von dem die Leute sagten, er starbe nie. Und der von sich selber gesagt hat, es werd ihn nicht leiden unter der Erd, nachdem er so lang Gotts Handwerk getrieben.

Wer nun da recht bekommen soll, das möcht ich nicht entscheiden, sondern überlaß



aus Westmaler Pottehd hat er soviel Krüge und Schüsseln und Schalen und Töpfe gedreht.

es denen, die hören und lesen, wie Pöttemaker gestorben und wieder auferstanden ist: die Geschichte von Pöttemakers Pvoosen; denn so sagen die Westfalen für das Paska-, das Osterfest.

Das hat Pöttemaker auch sein Lebtag lang gesagt, es sei nicht schlimm, daß die Pötte sterben; denn Pöttemakers Ohme dreht für jeden alten einen neu. Er hat aber damit sagen wollen, es sei nicht schlimm, wenn Menschen sterben; denn use Herrgott backt für einen, der zerbricht, gleich zwei neue. Und das mag auch stimmen für Westfalenland; für Ohme Pöttemaker stimmt es nicht, hat er doch sieben Söhne und ein Weib gehabt und hat sie alle überlebt, eins wies andere. Der dritte von den Jungs ist sechzig Jahr geworden, was doch immerhin ein Alter ist. Aber danr: ist er zur Erd zurück-

gegangen, aus der er genommen war. Und es sind nicht zwei dafür gewachsen, sondern keiner. Die Leute aber sagen, so sei's gekommen, weil keiner Pöttemaker werden wollt von den Jungen, wie Vater und Vorvater gewesen. Nur Pöttemakers Ohme sagte nichts als „Use Herrgott . . .“ und drehte seine Töpfe wie zuvor.

Mit elf Jahren hat ihn sein Vater selig in die Werkstatt genommen, wo er Ton manschte und Wasser zutrug, Abfall zusammenkratzte und die Fliesen scheuern mußte. Mit zwölf Jahren hat er sein erstes Schälchen gedreht, das noch heut irgendwo in Pöttemakers Stube stehen muß. Mit sechzehn Jahren hat ihn sein Vater ins Rheinland geschickt, in die Pöttemakerschule, und mit neunzehn Jahren ist er über Holland als fertiger junger Pöttemaker nach Westfalenland zurückgekehrt. Seit der Zeit hat er gedreht und gemanscht, geknetet und gemalt. Achtundsiebzig Jahr sind eine Zeit, und es lassen sich viel Krüge brennen in solch einem Töpferleben. Er hat den neuen Ofen gebaut nach Vaters Tod, damals als er geheiratet hat, und zweimal ist er ihm abgebrannt und — oh Schaden! — mit allem Gut. Und zweimal hat er ihn wieder gebaut, schöner und besser als zuvor. Zuletzt hat er ausgesehen als wie der Stall zu Bethlehem, wie ihn die deutschen Meister malen von Dürer herauf: zwischen zwei Ziegelmauern der Eingang, daß knapp ein Mann hindurch kann. Dann das Gewölbe, wo die Töpfe, einer auf dem andern stehen, bis das letzte Fleckchen gefüllt ist. Dann wird die Zwischenmauer verziegelt und verstrichen bis auf ein kleines Guckloch, oben, daß der Rauch abzieht und man die Töpfe glühen sehen kann. Hinterher sind wir klug geworden, daß er hausgehalten hat mit seiner Erde, und daß er keine neue Ladung mehr hat kommen lassen wollen auf sein Lebensend, sondern lieber etwas ganz Besonderes machen, ein für allemal.

Er hat es denn auch sein säuberlich ausgetüftelt, und als er seinen Ofen brannte zum letztenmal, drei Tage vor

Ostersonntag, da blieb kein Klumpen Ton im Schuppen, nicht soviel, daß man ein Milchhüchlein für die Kaze hätt' draus drehen können.

„Kiel äs!“ riefen die Weiber, die Flur und Küche scheuerten aufs heilige Osterfest; „Kiel äs!“ schrien die Kinder, die trotz Karfreitag durch die Gassen zogen mit „Palm, Palm, Poosten . . .!“ „Kiel äs!“ gurrten die Tauben, die vom Giebelstrichen, als ein dicker schwarzer Rauchschwaden aus Pöttmakers Ofen in den Frühlingshimmel stieß, „Kiel äs, Pöttmakers Ofen brennt!“

„Am heiligen Karfreitag!“ schüttelten die Strengen den Kopf; die Mildten aber lächelten und meinten: „Use Herrgott . . .“

Ich selber bin am heiligen Karfreitag spät in der Nacht an Pöttmakers Grund vorbeigekommen und sah die Flammen aus den Löchern schlagen und den Rauch in schwarzen Wirbeln bis zum Himmel wirbeln. Oben im Blutschein stand eine mächtige Greisengestalt mit weißem Bart, helldunkel, wie die Niederländer malten, und es kam mir alles zu Sinn, was ich als Kind an Bibelbildern von Urpropheten gesehen, in Legende und Postille, von Christophorus dem Riesen, in Märchenbüchern vom Rübezahl, und in den Sagen vom Wilden Jäger. Und als der Alte seine Stimme erhob zu wortlosem Gesang, da fiel mir der Jüngling im Feuerofen ein. Irgendetwas ergriff mich, ob die Einsamkeit des Alten, der alle überlebt, der wie ein uralter Baum herüberreichte aus Geschlechtern, ob die Blutpracht des leuchtenden Ofens, in dessen Widerschein die Gemäuer sich belebten, die roten Siegel übermächtig glühten; ich weiß es nicht. Alte Sagen schienen wieder aufzusteigen aus der roten Erde und Form anzunehmen in der ragenden Gestalt. Der Luftzug zaufte den weißen Bart, mit bloßen Armen schlug er den Rauch von sich, und einmal verschwand er im Dunkel, tauchte, eine junge Birke in der Faust, wieder auf, um erneut im Hintergrunde zu verschwinden.

Über Mitternacht hinaus sah ich dem stummen Schauspiel zu, staunte über die

Farbenpracht des Feuerscheins, hörte, weltvergessen, auf den dunklen Sang der unvergesslichen Gestalt, die da oben leuchtete in feuriger Wolke, und die das Volk „Use Herrgott“ hieß.

Immer wieder nach dieser Nacht zog es mich vor Pöttmakers Ofen, der nun erloschen lag, tot und still.



Ueber Mitternacht hinaus sah ich dem stummen Schauspiel zu, staunte über die Farbenpracht des Feuerscheins.

„Wann werden die Töpfe zum Vorschein kommen?“ fragte ich Kinder, die am Gatter mit Knickern spielten.

Sie lachten mich aus und liefen weg.

„Wann werden die Töpfe zum Vorschein kommen?“ fragte ich ein altes Weib; es äugte mißtrauisch über den Zaun.

Sie wußte es nicht. Niemand wußte es zu sagen, und es interessierte auch niemand. Alle waren voll von Baden und Kochen und Quirlen fürs Fest.

„Palm, Palm, Poosten!“ fangen die Kinder in den Gassen.

„Palm, Palm, Poosten!
Heitoreih!
Heitoreih!
Wann noch emol Sundag is,
dann krieg wie ein Ei!“

Nun ist keiner so verlassen, daß man seiner nicht gedacht zu den heiligen Zeiten. Und so klingelte am Ostervorabend, just als die Leut zur Aufsehungsfeste in die Kirche gingen, Frau Cilly, die Witwe

von Pöttmakers Jüngstem, die sich am meisten von der Schwagerschaft um den Alten annahm, und die ihm schon vor Jahren angetragen hatte, mit ihm hauszuhalten, im Arm ein Korbgeflecht mit allerhand Eßbarem und Trinkbarem zum Weihen und Verzehren. Sie lebte nicht eben großartig bei ihrer eigenen Verwandtschaft im Rheinekreis, und da sie keine Kinder hatte, so fühlte sie sich an den Festen immer ein wenig überflüssig. So kam sie denn seit Jahren, meist als einzige, in Pöttmakers Haus um Weihnachten, um Ostern, manchmal auch im Sommer, freilich jedesmal verwundert, wie der Alte es nur zuwege brachte, seine Wirtschaft selbst instand zu halten; denn er kochte, wusch und flüßte selbst. Er schlachtete sein Schwein, wurstete, hing den Speck an den Balken, und zog sich „Moos“, und was er an Kartoffeln brauchte zum Speck. Milch nahm er im Tausch von der Nachbarskuh. Wie er denn kein Geld ins Haus ließ kommen, die ganzen letzten Jahre schon. Und was ein rechter Holzschuh ist, der braucht kein Nähen und kein Flicken.

Beim dritten Klingeln sagte sich die Frau, Ohme Pöttmaker sei zur Kirche gegangen, Auferstehung feiern, wie sich's für ein Christenherz geziemt. Weil sie aber die Stullen und den Wein nicht mit mocht schleppen, rief sie im Nachbarhaus drum an, sie wollt's gerne hinterstellen.

Da war nur das Mädel zu Haus mit den zwei Kleinsten.

Gut, schon gut . . . !

Oder . . . ob Ohme Pöttmaker am Ende über Land sei?

Das Mädel riß die Augen auf: Ohme Pöttmaker über Land!? Das war seit zwei Menschenleben Länge noch nicht vorgekommen, und so konnte sich's solch Mädel sicherlich nicht denken.

Nein, er hab am heiligen Karfreitag noch gebrannt.

Rief äs! Pöttmaker brennt!

Der hat das ewig Leben! denkt sich Frau Cilly, die immer doch ein wenig bangt, wenn sie wiederkehrt, ob sie ihn

noch findet. Der hat das ewig Leben, denkt sie, und lebt noch, wenn wir all gestorben sind! Den will die Erde nicht, weil er Erdemeister ist und Gotts Handwerks helfer!

Aber in der Kirche sieht sie ihn nicht, der doch herausragt über alle Köpfe, heut noch, da er sich doch mähtlich beugt.

Und nach der Feier schaut sie sich die Augen aus um Ohme. Schließlich fragt sie, die und den, und alle wissen nur, daß morgen Ostersonntag ist und Pöttmaker Adam Karfreitag noch gebrannt hat.

Zur Sorge wird das Suchen erst vorm Haus, da sich nichts rührt noch regt. Und Westfalensäufte pochen doch . . . ! Denn allmählich sammelt sich die Nachbarschaft und die Nachbarschaft daneben.

Es dämmert schon sachte, als Frau Cilly zugibt, daß einer übers Gatter steigt; denn sie kriegen's mit der Angst, es möcht ihm beim Brennen etwas zugestoßen sein . . .

Da oben ist er gestanden! Alle haben ihn gesehen. Und ich selber hab ihn gesehen im brennenden Dornbusch, in feuriger Wolke.

Wie es schon dunkelt, klappert alles von Holzschuhen auf Pöttmakers Grund und Boden; denn einer tut's dem andern nach. Das Haus ist unversperrt zum Ofen, das Holz ist schier verbrannt. Das Brandgut muß fix und fertig sein, aber Pöttmakers Ohme ist nicht aufzufinden. Da kommt der Gendarm und der Diener vom Amt. Nun öffnen sie das Törchen, und Frau Cilly geht mit den Leuten im ganzen Haus herum, vom Flur zum Balken, vom Balken zum Flur, und schließlich durchs Haus hinaus zum Ofen, um den Ofen herum und wieder in die Werkstatt.

Da stehen vier leere Farbtiegel, rot, grün, gelb, blau, und weil es nicht erhört ist, daß ein Pöttmaker anders malt als mit der blauen Farbe, die von alters her vererbt ist, meldet sich ein Spaßbold und sagt, Ohme Pöttmaker sei am End als Osterhas verweist. Meldet sich ein anderer und sagt, ufe Herrgott sei am Karfreitag

verschwunden und werd am Ostertag wieder auferstehen. So steh's geschrieben und so sei's auch recht.

Unterdessen schreit draußen einer auf, daß die im Haus zu Tod erschreden; denn sie denken nicht anders als: nun haben sie ihn gefunden! Und: es ist ihm was passiert! . . .

Was passiert ist und was der Jung, der sichs durchs Zugloch heraufgeangelt hat, gefunden hat, das will ich erzählen; denn ich hab's mit eigenen Augen gesehn: ein richtiges, buntes, blaugelbrotes Osterei, so groß, wie zehn Enteneier in einem. Und schon kam ein anderer gelaufen, der sich ein Krüglein geangelt hat mit einem roten Herzen drauf und gelben Himmelschlüsseln ringsum . . .

Es wär kein Halten gewesen, hätt' der Beldarm nicht den Platz gefegt und den Diener aufs Amt geschickt, den Bürgermeister holen.

So haben sie alles abgesperrt, die Nacht hindurch.

Frau Cilly aber hat sich in das Bett gelegt, in dem Ohme Pöttemaker geschlafen Nacht für Nacht, drei Menschenleben lang. Einmal ist sie eingedämmert, da ist ihr der Ofen im Traum erschienen und sein Bewölß wie das heilig Grab. Ringsum Kugeln mit brennendem Öl, rote, blaue und grüne Kugeln. So hat ihr geträumt.

Und so kam der Oster Sonntag. Und sie pilgerten zum Hochamt. Mitten unter der Predigt nun, wie der Pastor liest und sagt, was die Schrift erzählt von Christi Auferstehung, wird es der Frau Cilly schlecht. Luft muß sie haben, und die Kirche ist so überfüllt.

„An dem ersten Tag der Woche“, so predigt der Pastor auf der Kanzel, „kommt Maria Magdalena früh, da es noch finster ist, zum Grab und sieht, daß der Stein davon gewälzt war . . .“

Sie zwängt sich hinaus durch die vielen Leute, es wird ihr angst und bang und ganz sonderbar zumut.

Die sie erkennen, die zwinkern ihr zu, aber sie drängt nur und schiebt sie zur Seite und will hinaus. Ihr Körblein

mit Geweihtem im Arm, geht sie auf und ab draußen vor der Tür, aber es wird ihr nicht besser und an ein Hereinkommen ist nicht mehr zu denken.

„Maria aber stand draußen vor dem Grabe“, erzählt der Pastor, „und als sie nun weinte, da guckte sie ins Grab. Das Grab indes war leer.“

Da leidet sie's nicht länger, sie läuft nach Pöttemakers Haus. Und wie sie ankommt, ist der Ofen aufgebrochen, die Mauer klappt.

Wer hat's getan?

Rings ums Gatter mit großen Augen, den Daumen im Mund, gaffen die Kin-



Da ziehen ihnen schon die Kinder entgegen mit lauter bunter Osterwar.

der und wissen nicht Red' und Antwort zu sagen.

Da überkommt sie, sie weiß nicht, was.

Unterm Glockenläuten rennt sie durch die Gassen und schreit und lacht und weint in einem, bis sie zusammenlaufen von überallher.

„Christ ist erstanden . . .“, dröhnt es aus der Kirche, und nun bricht das Portal und die Feiertäglar quellen hinaus in den blumigen Sonnenschein.

Da wird sie ganz still und nickt, und wie die Leute ihr Wesen merken, kommen sie heran und laufen mit. Es ist eine seltsame Prozession. Und schier kommen sie zu spät: da ziehen ihnen schon Kinder entgegen mit lauter bunter Osterwar, mit lustigen Schalen und drolligen Krüglein, mit Blumenvasen und Ostereiern, durch die sie blasen und trillern und rüllern.

So was hat hier zu Land noch keiner
gesehn!

Läßt sie's gewähren, oder hat sie's ge-
wollt?

Sie nickt, sie lächelt und nickt. Es ist
etwas über sie gekommen, das sie selber
nicht begreift.

Halb scheu, halb lüstern drängen die
Leute in den Hof und gucken in den Ofen
und tasten hinein und nehmen sich solch
ein Wunderzeug, erst nur zum Anschau'n,
dann zum Betasten und, weil sie doch
nicht, immer bloß nickt, und der Gendarm
schnurrbartwirbelnd dabei steht, schließ-
lich zum Haben. Sie heben's auf, jeder
eins, damit nichts brankömmt, wenn
Pöttmakers Adam einst vielleicht doch
wiederkehrt . . .

Er ist nicht wiedergekehrt, vielleicht ist
er nicht einmal fortgegangen. Daß er
gestorben sei, verunglückt, darüber hab ich
nichts gehört. Sie zuden die Achseln, als

wollten sie sagen: „Gott weest, well't
weest; id weest nich. Use Herrgott . . .“
Den Rest überlassen sie dir.

Und wie er das zustande gebracht, der
alte Pöttmakers Adam, was er da zu-
sammengedreht und geschnörkelt, gemalt
und gebrannt, der Gotts Handwerks-
helfer war sein Leben lang, darüber
schütteln sie den Kopf. Das sei schon
Kunst, sagen sie, Leute, die es wissen
müßten. Aber das sagen sie ja leicht,
wenn es einer nicht mehr hört.

Ich denke mir, einmal bricht's doch auf,
wenn einer lebenslang Töpfe dreht, immer
einen wie den andern, schön brav, schön
brav, und viel schöner Zeug im Kopf hat.
Einmal wird das Kind, das in uns allen
irgendwie tot ist, wieder lebendig und
holt all die Spiele nach, die man ihm
einst zerbrochen hat. Dann ist Kunst und
Kinderspiel freilich schlecht zu unter-
scheiden.



Ein Erlebnisbericht von W. F. Wagner.

Mitte Juli 1936. Über der spanischen
Hauptstadt brütete jene kastilische
Sommerjonne, welche die Menschen hin-
auszutreiben pflegt aus dem beengenden
Häusermeer, hinaus in das Gebirge oder
an das Meer. Aber in diesem Jahr schien
es, als könnte sich niemand aufraffen zur
Fahrt in die sommerliche Freiheit. Nach-
richten aus den Provinzen ließen ahnen,
daß es zu gären begann. Man erfuhr,
daß bewaffnete Horden Autofahrer an-
hielten und einen „Zuschuß für die Er-
werbslosenkasse“ verlangten; daß die
Streiks sich häuften und mit verschärfter
Rücksichtslosigkeit erzwungen wurden.
Nicht nur klimatisch, sondern auch poli-
tisch lag eine schier unerträgliche Schwüle

über dem ganzen Land und jeder wartete
mit angespannten Nerven auf das Ge-
witter, das losbrechen mußte, weil die
Befehle der Natur es erheischen.

Am 13. Juli war im hemmungslos
gewordenen politischen Kampf einer der
größten Spanier in der Nacht aus seiner
Wohnung herausgezungen und ermor-
det worden: Calvo Sotelo, ein Mann,
der während der Diktatur des Generals
Primo de Rivera als jüngster Finanz-
minister Europas den Staatshaushalt in
bester Ordnung gehalten hatte. Seine
Entschlossenheit im Kampf gegen den auf-
keimenden Bolschewismus brachte ihm nun
den Tod. Spanien war an manches ge-
wöhnt worden in diesen letzten Jahren,

aber nach diesem Mord an einem der Besten ahnte jeder, der noch gesund empfinden konnte, die schicksalschwere Frage der Stunde: Entweder es standen noch einmal Männer auf, welche die wertvollen Kräfte des Volkes zu sammeln und in geschichtliche Tat umzugestalten vermochten oder es war mit Spanien als einer Nation vorbei.

Am Samstag, den 18. Juli, kamen wir wieder einmal zusammen, Kameraden der Deutschen Arbeitsfront, um hinauszufahren in das braungebrannte Land zum Segelflug. Da brachte einer nach dem andern einen Fehlen Nachricht mit: Zugverbindungen unterbrochen, Ferngespräche unmöglich; irgendwo drunten im Süden sollte ein Aufstand losgebrochen sein.

Abends erschollen in Madrid die ersten Schüsse. Am Sonntag standen in den Straßen Posten der roten Gliederungen, vorwiegend vor den Kirchen, die Vorübergehende nach Waffen untersuchten. Am Montag aber weckte uns Kanonendonner, und Flugzeuge warfen einige Bomben ab. Denn auch die Besatzung der Montanakaferne hatte sich dem Aufstand angeschlossen. Doch schon nach wenigen Stunden verstummte das Feuer. Die Kaserne war von regierungstreuen Polizeitruppen und fanatischen Milizen umzingelt worden. Die Eingeschlossenen hielten die weiße Flagge nach einem Verlust von mehreren hundert Offizieren und Phalangisten.

Von diesem Augenblick an beherrschten die roten Machthaber die Stadt. An allen Ecken standen gutbewaffnete Wachen, auch Mädchen und Frauen, die Ausweise verlangten und nach Waffen abtasteten. Die Milizen beschlagnahmten die Kraftwagen Madrids, im Ganzen über 30 000. In wahnsinniger Fahrt rasten die Wagen durch die Straßen, mit sechs, sieben, acht Insassen, junge Burschen und fanatische Weiber, die ihre Waffen gegen die Vorübergehenden richteten, um sie von vornherein in Schach zu halten und den Bolschewistengruß zu erzwingen, oder sie zielten gegen die Häuser, deren Fenster geschlossen, die Läden aber geöffnet sein

mußten. Denn anfangs gab es noch Anhänger der Rechtsparteien, die von den Dächern oder hohen Stockwerken schossen. Bald allerdings war das Suchen nach solchen Dachschützen ein erwünschter Vorwand, um Hausdurchsuchungen vorzunehmen und diejenigen Leute zu erschließen, die den Roten von vornherein ein Dorn im Auge waren.

In jenen Tagen wurde planlos und toll geschossen, so, als wollten die Leute irgendwie ihrem aufgespeicherten Fanatismus oder ihrer Nervosität Luft machen, oder als wollten sie sich selbst überzeugen von ihrem Mut. Oft mußte man sich an die Häuserfront drücken oder in der Straßenbahn auf den Boden werfen. Manch einer von den roten Waffenträgern beförderte sich selbst oder eigene Kameraden durch leichtfertiges Handhaben der Waffen in den Tod.

Vor den Fenstern erschienen fast überall republikanische oder noch mehr rote Fahnen als Zeichen der Friedfertigkeit. Die ausländischen Staatsangehörigen trugen Armbinden mit den Farben ihres Landes zum Schutz; unser Hakenkreuz hätte allerdings als schärfste Herausforderung gegolten. Denn immer wieder zeigte es sich, daß der Kampf der Roten weniger gegen andere politische Parteien, als gegen den Sammelbegriff Faschismus ging. Der aber war meistens dargestellt mit dem Zeichen des Hakenkreuzes.

Die großen Hotels wurden beschlagnahmt und in Hospitäler umgewandelt. In den Häusern der Rechtsparteien, in Privatpalästen und in den Casinos sah man jetzt die Milizsoldaten hausen. Wo sonst die Aristokraten sorgenlose Stunden verbrachten, sah man jetzt die Milizsoldaten liegen, die Knarre auf den Knien, im Vollbewußtsein ihrer Macht. Sie waren die Herren geworden und konnten sich in Speisewirtschaften und Kaffeehäusern, Tabakläden und Nahrungsmittelgeschäften geben lassen, was sie brauchten und auch manches darüber; denn die locker sitzende Pistole machte den Bolschewistengruß zu einer nie zurückgewiesenen Zahlungsart. Der Besitzer

einer deutschen Speisewirtschaft schloß seinen Betrieb entgegen allen Verfügungen, weil mittags und abends je achtzig von den Milizen gutes Essen, dazu Bier, nachher noch Wein verlangten, mit der einzigen Bezahlung: „Salud, camarada!“, d. h. „Heil, Kamerad!“

Auf all den beschlagnahmten Gebäuden, sogar auf dem früheren Königsschloß, dem jetzigen Sitz des Staatspräsidenten, flatterte die rote Fahne als Zeichen des Triumphes und gleichzeitig als Aufforderung an die Milizen, die nun übernommenen Gebäude zu schonen.

Die Macht entglitt sichtbar der republikanischen Regierung und ging immer weiter nach links zu den sozialistischen, kommunistischen und anarchistischen Gliederungen. In den Städten und Dörfern aber, wo der Bolschewismus sich austoben konnte, begann jenes Wüten, Brennen, Morden und Schänden, das die schlimmsten Zeiten des Mittelalters übertreffen zu wollen schien. Alles wurde in den Schmutz gezogen, was mit Gottglaube, Vaterland, Tradition zusammenhing. Grauensvoll zeichnete sich der Weg der jüdisch-bolschewistischen Weltrevolution.

Lähmend legten sich über Madrid zwei Schreckensbegriffe: „Cárcel Modelo“ und „Casa del Campo“. Das eine ist jenes Mustergefängnis, in das hineingebracht zu werden nun fast gleichbedeutend war mit dem Tod; über dem zweiten aber, jenem schier endlosen Park und Jagdgelände des früheren Königshauses verbreitete sich der süßliche Geruch verwesender Körper nach den Massenhinrichtungen. Bald wußte fast jeder nationalgesinnte Spanier aus seiner Verwandtschaft irgendeinen Verlust zu berichten.

Am selben Montag, an dem durch den Sieg über die nationalen Aufständischen in Madrid die Macht an die Linksradikalen übergegangen war, wurden im Deutschen Heim 15 Kameraden verhaftet und in das Gefängnis gebracht und am gleichen Tage mußten die ersten deutschen Familien in der Botschaft Zuflucht suchen, denen man gesagt hatte: „Wenn in dieser Straße noch einmal geschossen wird, dann ist es mit

euch vorbei!“ Die Zahl der Verhaftungen von deutschen Volksgenossen stieg in wenigen Wochen auf 45, von welchen einige erst nach energischen Schritten der deutschen Regierung freigelassen wurden.

Vom ersten Tag des Bürgerkrieges an wurde in der Botschaft durch die Partei ein umfassender Hilfsdienst eingerichtet. Matratzen, Decken, Liegestühle, Lebensmittel wurden beige schleppt; Wasser wurde in jedem verfügbaren Behälter gesammelt, Filtrieranlagen angelegt. Zuverlässige Kameraden wurden für den Fall eines Angriffes eingereiht in einen Verteidigungsplan. Verpflegungs-, Gesundheits-, Wach- und Autodienste sorgten für eine umfassende Betreuung. Denn 500, 600, ja noch mehr Menschen wurden dort im Botschaftsgebäude, in der Deutschen Kirche, im Pfarrhaus, ja sogar im kleinen Park, in Autos und Zelten untergebracht und gemeinsam gepflegt. Pässe, Schutzscheine für Wohnungen und Wagen wurden ausgestellt und regelmäßig erhielten all die 2500 Volksgenossen der Madrider Deutschen Kolonie Verhaltensmaßregeln, Schutz und Hilfe.

Dorthin kamen all die Volksgenossen mit ihren Sorgen, Fragen, Berichten, die nur allzuoft ein Spiegelbild des hemmungslosen Vernichtungskampfes boten.

Ein Volksgenosse schilderte die Kaltblütigkeit, mit der vor ihm ein angeblicher Dachschuß niedergeknallt wurde, ein anderer erlebte, wie im Zug ein Priester in Zivilkleidung entdedt, hinausgezerrt und von einer jungen Kommunistin erschossen wurde. Eine deutsche Kindererzieherin berichtete weinend, daß die ganze Wohnung ausgeplündert, die spanische Familie verschwunden, der Hausherr erschossen war, wieder eine andere kam mit gebrochener Gesundheit, weil sie die Bilder des Grauens aus einer kleinen Stadt nicht mehr vergessen konnte, wo Klosterinsassen wie tolle Hunde niedergeknallt wurden. Ein junger Deutscher hatte mit angesehen, wie ein junges — doch sagen wir nicht Weib, eine Negäre, einem am Boden liegenden Verletzten die spitzen Absätze in den Augenhöhlen herumdrehte. Ein Volks-

genosse wollte solchen Berichten keinen rechten Glauben schenken, bis er selbst stundenlang vor seiner Wohnung einen jungen Spanier liegen sah mit zwei Schüssen im Hals, vor allem aber eine Menschenmenge darum, vorwiegend wieder Weiber, die ihre Glossen machte. Oder ein anderer überzeugte sich, als er sah, wie ein Kind mit einem Rützenschuß zusammenbrach; wieder einer, als er erlebte, daß die Bäckersfrau unten im Hause Bescheid erhielt, sie könne ihren vorhin verhafteten Mann in einer der nächsten Straßen zusammenlesen. Andere glaubten auch eher den Milizsoldaten selbst, wenn sie rühmend berichteten, daß ein Gefangenentransport von 250 Leuten kurz vor Madrid mit Hilfe von Maschinengewehren „in vorbildlicher Weise“ erledigt worden war, oder wenn andere Verteidiger des bolschewistischen Kulturgutes sich mit vorgenommenen oder noch vorzunehmenden Hausdurchsuchungen brüsteten, die sich nicht zuletzt deshalb lohnten, weil hübsche Frauen zu finden waren; dann aber bezwang die Bier ihren Haß gegen das Bürgertum.

Aus Barcelona kam schon in der ersten Woche die Nachricht: Deutsche Schule, Deutsches Haus, deutsche Wohnungen ausgeplündert, nicht zuletzt unter Führung von Emigranten; aus Reinosá: Ein Deutscher schwer verletzt, sein neunjähriges Kind tot, weil sie sich am Fenster gezeigt hatten; als Erschütterndstes aber die Nachricht: In der Nähe von Barcelona vier Kameraden, Abgeordnete zu einem Freizeittkongreß, als angebliche Spione ohne weiteres an die Wand gestellt und erschossen.

Verhaftungen, Hausuntersuchungen, bei welchen es an Schmähungen und Drohungen nicht fehlte, Anpöbelungen, Notrufe von Gefährdeten gaben immer wieder

Anlaß zur angestrengtesten Tätigkeit. Gegenüber all diesen Bildern vom Wüten des Untermenschentums haften zwei unvergeßliche Eindrücke im Gedächtnis: Die Nachricht in Stunden der Gefahr, aber auch des unerschütterlichen Glaubens, daß Kriegsschiffe zum Schutz der Deutschen unterwegs waren, und jene andere, daß drunten von Olympia eine Fadel des Friedens hinaufgetragen wurde nach Berlin, wo die herrlichen Olympischen Spiele beginnen sollten, während rings um uns der Brand des Bürgerkrieges, die Pest des Bolschewismus gierig Opfer suchte.

Nach vierzehn Tagen des Aussharrens kam der Befehl: Alle Deutschen in die Heimat. Da wurden in der denkbar besten Ordnung die 2500 Volksgenossen der Madrider Kolonie nach und nach in Sicherheit gebracht. Vorbildlich bewährten sich die Deutsche Luft Hansa und die deutsche Flotte, die schon so viele Schicksalsgefährten aus anderen bedrohten Städten gerettet hatten.

Wochen der Kameradschaft und der Einsatzbereitschaft erlebten wir dort auf deutschem Boden mitten im aufgewühlten Land, Wochen, die keiner vermissen möchte, der das Glück hatte, mit dabei zu sein. Drei Männer erwarben sich besondere Verdienste: Der Geschäftsträger der aufregenden ersten Wochen, Gesandtschaftsrat Dr. Schwendemann, ein Lehrer; der Kreisleiter der NSDAP., Adolf Buz aus Biberach im Kinzigtal, und Billy Schulz, der Leiter der Deutschen Schule.

Die Sprache hat kaum Ausdrucksvermögen genug, um das zu schildern, was all die Deutschen bei der Ankunft in der Heimat empfanden, die nur das hatten mitnehmen können, was sie selbst zu tragen vermochten, dafür aber ein Herz voller Sorgen. Sie alle, die teilweise noch das

Wer sein Volk liebt, beweist es einzig durch die Opfer, die er für dieses zu bringen bereit ist.

ADOLF HITLER

Bild des zerrissenen Deutschland früherer Jahre vor Augen hatten, erlebten plötzlich, was es heißt, der Deutschen Volksgemeinschaft anzugehören. Denn allen wurde geholfen. Als sie in Städten und Dörfern den Frieden sahen, als niemand mehr sie belästigte, als sie da oder dort erlebten, daß jeder Deutsche seinen be-

stimmten Platz im großen Aufbau der Nation erhielt, als sie die Gliederungen der Hitler-Jugend, des Arbeitsheeres, der Politischen Leiter, der Wehrmacht sahen, da empfanden sie aus Ueberzeugung Dank für das Schicksal, das uns Adolf Hitler gab und Dank für den Mann, der Deutschland das Schicksal Spaniens ersparte.

Der Pfingstochs von Niedertupfing

Eine heitere Bauerngeschichte von Gutta Wilfing

So ein Brauch wie der mit dem Pfingstochsenumtrieb hat auch seine Schattenseiten. Es gibt Jahr', wo der Nachwuchs unter den Ochsen gar nichts Rechtes heißen will. Das stellte sich auch in diesem Jahr heraus, wo man sich durchaus nicht schlüssig werden konnte, welchem Niedertupfing Rindvieh die Ehre widerfahren sollte, als sogenannter Pfingstochs geschlachtet zu werden.

Im Nebenzimmer vom Sternwirt, wo die „Ochsenziehung“ vonstatten ging, hatte die Unterhaltung allgemach einen recht lebhaften Charakter angenommen. Jeder Niedertupfing behauptete, unter seinem Viehstand mindestens einen kapitalen Ochsen zu besitzen, der alle Qualitäten zum Pfingstochsen aufzuweisen hätte, aber keine dieser Behauptungen blieb lange unwidersprochen; der Sternwirt, Xaver Birnmoser, zugleich Bürgermeister von Niedertupfing und Fleischhader in einer Person, erklärte, auf den uralten Brauch lieber ganz zu verzichten, als sich mit einem Tier zu blamieren, das nicht ausgesucht lange Hörner, eine extrabreite Brust und besonders stämmige Knochen habe. — „Halt aus“, schrie er plötzlich, „i bsorg enk an Ochsen, der si seg'n lass'n kann.“ — „An ortsfremden Ochsen willst importieren?“ grollten die Niedertupfinger. — „Fremd oder bekennst is oan Ding“, meinte der Birnmoser, „bals nur a richtiger Pfingstochs werd.“ Und dabei blieb er.

„Wasstl“, sagte der Birnmoser an

Abend zu seinem Einzigen, „daß d' es nur woast, morgen fahrst in die Ramsau. Dorten haust die ehr- und tugendsame Jungfrau Anastasia Knöpfelbacher, genannt die Racherlbäuerin, auf ihrn mords-trunggroßen Anwesen. Die Racherlbäuerin hat das best Viechzeug weitum, dafür is bekannt. Du laßt dich durch ihre Stallungen fährn, sagst, du möchst an Ochsen kaufen und suachst den schönsten aus. Dös werd heuer inser Niedertupfing Pfingstochs.“ — „Bal aber die Racherlbäuerin z' teuer is mit'n Ochsen?“ — „Ah beilei.“ Der Birnmoser schnippte mit dem Finger und zwinkerte pfiffig. „Muast ihr halt um an Bart gehn, Wasstl. Bal unseroans an Weiberts schön tuat, gibt's alls halbert gschenkt her, bloß schlauch anstellen muast ma's.“ — „Zwegen was fahrst denn nacha nôt du zur Racherlbäuerin, Vater?“ frug der Wasstl mißtrauisch. — „Ja, i?“ Der Birnmoser kratzte sich hinterm Ohr. „Siagst, Wasstl, i und die Racherlbäuerin warn vor a fünfazwanz'g Jahrln schon halbert im Verspruch. Aber nachher hab i bei Muatta selig, was dortmals a saubers Leut war, kenna glernt und die Knöpfelbacherin, weil's mir z'weng Holz bei der Hütt'n* g'habt hat, siben lass'n. Seit dera Zeit hat's an Grant auf mi. Runnt sein, sie stülpert mir an Millikübel über'n Kopf, bal i selber daherkam. Na, na, fahrn muast schon du, anderst kriag'n mir den Ochsen nôt.“

* Umschreibung für Magerkeit.

Der junge Birnmoser machte zu den Worten seines Erzeugers ein blithagelstrodummes Gesicht. Er war nicht gerade vom Geist beschattet, was schon daraus hervorging, daß er während der ganzen Schulzeit die Eselsbank gedrückt hatte. Der Auftrag gefiel ihm gar nicht. Auch jetzt noch ging er gern jeglicher Arbeit aus dem Weg. Das väterliche Wirtsgewerbe sagte ihm besser zu als die Fleischbauerei. Man konnte da den Gästen beim „Rart'ln“ behilflich sein oder das Bier auf seine jeweilige Güte untersuchen. Im übrigen war er ein rechter Draufgänger, dem kein Birnspalier vor dem Fenster einer Dirn so leicht zu hoch sein konnte.

Der Birnmoser sagte darum auch abschließend: „Ohne Ochsn dürftst du mir morgen nôt hoamkemma — du muaszt dein Meisterstud liefern, dös sag i dir; so dumm, wie d' ausschaugst, bist no lang nôt, und garaus was die Weibsleut angeht, da hast du's faustdid hinter die Ohr'n.“

Also fährt der Birnmoser Wasfl am andern Tag in die Ramsau zur Racherlbäuerin. Der alte Birnmoser hat ihn mit Instruktionen ausgerüstet, die er jetzt, auf dem Rutschbock seines Viehwägelchens thronend und tüchtig hin- und hergeschüttelt, mühsam im Kopf zu ordnen beginnt. — Also erstlich einmal: nicht gleich sagen, wer er ist, sondern brühwarm vom Ochsenkauf anfangen. Die Racherlbäuerin ist eine, die gern Geld sieht. Kriegt sie aber im Verlauf der Verhandlungen heraus, mit wem sie's zu tun hat, dann kann er ja immerhin durchblicken lassen, daß der Vater noch manchmal von ihr redet. Davon wird ihr das Herz weich werden, wie wenn man eine dürre Kleben in lauwarms Wasser tut. Hat man sie so weit, heiß't's dann noch vom Kaufpreis möglichst viel herunterhandeln. Damit sie's aber nicht so merkt, soll er ihr verliebte Augen machen, ihr schöntun. Der Wein, der bei jedem Kuhhandel an der Tagesordnung ist, wird ihm schon Mut machen. So hat ihm der Vater gesagt, und mehr zu überlegen bleibt dem Wasfl nicht Zeit, denn da ist auch schon der Racherlhof.

Wie der Wasfl zur Racherlbäuerin, die grad beim Kaffee und Napftuchen sitzt — denn sie hat heut ihren fünfundvierzigsten Geburtstag —, in die Stube tritt, schreit sie auf: „Alli guat'n Geister, is jetzt der Birnmoser-Xaver wieder jung word'n?“

„Na, der Vater is allweil noch so alt wie du, Racherlbäuerin, oder gleichwohl



„Zum Vermelden hat der Vater nix, aber an Ochsn brauchert'n mir.“

noch um a Trumm älter,“ plaut der Wasfl heraus, „aber i bin sei' Sohn, der Wasfl.“

Die Racherlbäuerin wird starr wie eine Bildsäule. „Und was hat der Birnmoser mir zu vermelden, daß er sein' Sohn schickt?“

„Zum Vermelden hat der Vater nix, aber an Ochsn brauchert'n mir, und weil du den schönsten Biachstand hast in der ganzen Gegend, schickt er mi zu dir, Racherlbäuerin.“

„So — alsdann, hal er was braucht, findt er mi. Na, mir kann's recht sein. Verkäufige Ochsen hätt i schon grad gnua. Behn mir halt in Stall miteinand.“

Der Wasfl atmet ordentlich erleichtert auf. Das ist ja besser gegangen, als er gemeint hat. Jetzt nur den schönsten herausfinden und sich nicht ausschmieren lassen.

Der Hof ist blitzsauber beieinander, alles was recht ist, der Viehstand tadellos.

Der Dughausen, das untrüglichsste Zeichen für bäuerlichen Wohlstand, ist turmhoch und sozusagen appetitlich aufgeschichtet. Es ist also kein Wunder, daß der Wasfl, noch bevor er in den Kuhstall kommt, auch schon verliebt ist; zwar nicht in die Racherlbäuerin, wohl aber in ihr Anwesen und vor allem in den Misthaufen. Alles was er sieht, lobt er ausgiebig und die Bäuerin wird immer freundlicher. — Ein Ochse sticht ihm besonders in die Augen. Das schönste und kräftigste Tier im ganzen Stall. Ein kohlschwarzer Teufel mit endstrummlangen Hörnern. Grad den muß der Wasfl haben, aber die Racherlbäuerin will nicht.

„O mei!“, sagt sie, „der Mohrl, der is mir nôt feil um viel Geld.“

Haltaus — jetzt ist's an der Zeit, daß ich ihr um den Bart geh', denkt sich der Wasfl und trifft mit der Sache nicht weit daneben, denn der Anflug, den die Anastasia Knöpfelbacher um das Rinn hat, ist recht beträchtlich.

Angestrengt überlegt der Wasfl. Jetzt was ganz besonders liebes zu ihr sagen, aber was? —

„Hast du aber große Händ', Racherlbäuerin“, meint er anerkennend, „das sein guate Knödelhänd', bei dir tat i mi einlad'n, da gib'ts wenigstens was aus.“ Mit dieser Schmeichelei erreicht er, daß sie, was den Mohrl anbelangt, wirklich nachgiebiger wird und wenigstens in einen Verkauf willigt, wenn gleich der Preis, den sie fordert, ein sündteurer ist. — Innerlich macht der Wasfl einen Luftsprung. Jetzt nur noch vom Kaufpreis die Hälfte abreißen, dann ist's geschafft, denkt er sich. Erst muß also der Wein her; denn zum Herunterhandeln gehört ja das Schöntun, hat der Vater gesagt, und ohne Wein geht das nicht. „Racherlbäuerin“, sagt er darum, „i hätt an Durst. Hast nôt a Glaserl Most oder an Wein?“ Ah freilich hat sie den. Man geht also in die Stube, setzt sich an den Tisch, sie laßt aus dem Keller Wein holen und er schüttet ein Glasl ums andre herunter und dann redet er drauflos, um sie herumzukriegen. Er sagt so allerhand, was ihm ohne Wein

vielleicht nicht ausgerutscht wär. So z. B., daß es sich auf dem Racherlhof recht gut häusen müßt lassen und daß sie, die Anastasia Knöpfelbacher noch ein recht riegel-sames Weibzleut wär, und schön dumm wär der Vater gewesen, daß er sie dort-mals nicht genommen hätt'. Da kömmt einer ja froh sein, wenn er zu so einem netten Weiberl auch noch einen so schönen Hof dazukriegen tät. Aber sie soll jetzt auch zeigen, daß sie ein Gefühl hätt' für einen treuherzigen Burschen, wie er einer ist, und sollt ihm den Ochsen halt billiger lassen. — So geht's noch eine Weile hin und her, und zum Schluß sitzen sie dicht beieinander auf der Bank, und dem Wasfl verschwimmt alles vor den Augen. Er weiß nur, daß er jetzt gewonnen hat, denn der Ochse ist halb geschenkt, und einen goldenen Ring hat ihm die Knöpfelbacherin obendrein an den Finger gesteckt. — Ihre und seine Hand ist gleich groß, der Ring paßt genau, und sie tätschelt ihn mit ihren großen Knödelhänden und sagt, den Ring müßt er immer tragen, sie wären ja jetzt im Verspruch mitsammen. Und dann sagt sie noch weiter, die Hochzeit müßt zu Pfingsten sein, akturat zu Pfingsten, warum auch groß aufschieben, und sie, die Knöpfelbacherin, wollt die ganze Hochzeit allein ausrichten, und zwar sollt im Wirtshaus von seinem Alten die Tafel gehalten werden, denn die Niedertupfinger sollten sehen, daß sie auch noch da ist, die Anastasia Knöpfelbacher, und sich wundern, weil sie schließlich doch noch einen Birnmoser gekriegt habe, wenn auch statt einem Xaver einen Wasfl. Der Wasfl fährt spät abends heim, hinten auf dem Viehwägelchen den kohlschwarzen Teufel von Ochsen verstaubt, und es ist gut, daß die Köffer ihren Weg allein finden. — Um selben Abend ist nicht mehr viel mit ihm zu machen, denn er fällt, zu Hause angekommen, um wie ein Sack. Aber zeitig am andern Morgen weckt ihn der alte Birnmoser, lobt ihn wegen dem schönen Ochsen und fragt, was der Kaufpreis war.

Da meldet sich auch der Rachenjammer beim Wasfl. Speitübel wird ihm bei dem Gedanken, daß er die Racherlbäuerin hei-

raten soll. „Oh mei, Vater,“ jammert er, „Geld kost' hat der Dchs net viel, aber mi hat's derwischt. Die Racherlbäuerin hat mein Schöntun für bare Münz' g'nommen und hat sich mit mir versprochen. Da is der Ring, sagst 'n, Vater, den hat's mir auf 'n Finger g'steckt, die alte Heugeig'n, zum Zeichen, daß wir im Verspruch sein miteinander. O i dreimal g'schlagener Pfingstochs i. — Aber den Ring schid' ich ihr z'ruck, heut' noch! Da könnt ja jede kommen und ein' so einfangen. Sie hat ja a halberts Faßl an mich verzapft, bis i schier damisch word'n bin davon. Gleich schid' ich ihr den Ring mit der Botenmandl wieder z'ruck.“

Und mit beiden Beinen zugleich fährt der Wasfl aus den Federn. Aber da hat er die Rechnung ohne den Sternwirt gemacht. Denn der Birnmoser haltet ihn fest und sagt: „Nix werd draus. G'heirat' werd! Wenn mir die Knöpfelbacherin auch feinerzeit als Weib nöt getaugt hat, jetzt als Schwieger taugt sie mir, und für dich, du Halloder, is eh nur heilsam, daß d' unter feste Zügel kummst. Heut noch fahr i selber zu ihr aufi un mach alles z'wegn der Heirat richtig.“

So kam es, daß der Ort Niedertupfing zum heurigen Pfingstfest doch noch mit einem ortsansässigen Rindvieh brillieren konnte. Denn wenn der aus der Ramsau stammende kohlschwarze Teufel, der, da mit Bändern und Blumen prächtig heraus-

geputzt, begleitet von der obligaten Blechmusik, im Triumph durch den Ort zur Schlachtbank geführt wurde, auch immerhin ein respektables Stück Rind war, der



So kam es, daß der Ort Niedertupfing zum heurigen Pfingstfest doch noch mit einem ortsansässigen Rindvieh brillieren konnte.

richtige Pfingstochs und zugleich das größere Hornvieh war unbestreitbar ein Niedertupfinger, nämlich der Birnmoser Wasfl. Wurde der doch ebenfalls unter Musikbegleitung und piffein herausstafiert von der zaundürren Racherlbäuerin im Triumph zur Schlachtbank, will besagen, zum Traualtar geführt.

Arbeit am Boden ist Arbeit am Volk

Von Diplomlandwirt Roland Schulze, Berlin

Die deutsche Geschichte berichtet uns von großen, gewaltigen Kolonisationswerken. So ist der gesamte deutsche Osten, also etwa das Gebiet östlich der Elbe durch den Fleiß, die Arbeitskraft und die unbeugsame Energie deutscher Menschen kolonisiert worden. Deutsche Lande wurden dadurch gewonnen. Die Geschichte beweist uns aber, daß die Kolonisations- und Siedlungsarbeit von außerordentlicher Bedeutung für Deutsch-

land war, wenn sie großzügig und in ihren Grundsätzen richtig durchgeführt wurde. Darum ist es auch verständlich, daß in den letzten Jahren bei uns die Siedlung als Kolonisationsarbeit besondere Förderung erfahren hat.

Freilich haben die politischen Grenzen eine kolonisationsartige Ausdehnung über diese hinaus unterbunden. Dafür aber muß der deutsche Grund und Boden im Laufe der Zeit so verteilt werden, wie es

für das deutsche Volk und die deutsche Art am besten ist. So geht man heute daran, verschiedene Arten von Siedlungen durchzuführen. Es sei erwähnt, die Klein- und Stadtrand siedlung. Ein wesentlicher Teil der Siedlung ist die ländliche Siedlung, die treffender und bestimmt mit „Neubildung deutschen Bauerntums“ bezeichnet wird. Diese ländliche Siedlung wird durch den Reichsnährstand durchgeführt. Alle Arten der Siedlungen haben ein Grundziel, nämlich die Verbundenheit des deutschen Menschen mit der heimatischen Scholle herzustellen. Die Kleinsiedlung ist nicht in der Lage, den Siedler von sich aus zu ernähren. Sie soll ihm über Krisenzeiten hinweghelfen, ihn selbst machen und ihm die Gewißheit geben, daß auch er einen kleinen Teil deutschen Kulturbodens sein eigen nennen kann. Bei der Neubildung deutschen Bauerntums muß die Neubauernstelle jedoch so groß sein, daß der Neubauer und seine Familie aus den Erträgen seines Neubauernhofes eine Existenz findet. Man sagt, der Neubauernhof muß die Größe einer Acker- nahrung besitzen.

Es sind viele Gründe vorhanden, die die Neubildung deutschen Bauerntums notwendig machen; einige wenige können nur genannt werden.

Das Bauerntum ist der Lebensquell des deutschen Volkes. Diese Tatsache muß an die Spitze einer jeden Betrachtung über das Bauerntum gestellt werden. Es muß daher dafür gesorgt werden, daß mehr Bauernhöfe als vorhanden geschaffen werden. Tatsache ist, daß mehr als 40 v. H. der Ehen der Landbevölkerung vier und mehr Kinder hat. Nach der gleichen Volkszählung von 1933 ist im Durchschnitt des Deutschen Reiches fast ein Fünftel aller Ehen kinderlos, 23,2 v. H. der Ehen aber hatten nur ein Kind und 19,8 v. H. nur 2 Kinder. Insgesamt ergibt sich ein Reichsdurchschnitt von 2,3 Geburten, während allein zur Erhaltung unserer jetzigen Volkszahl 3,4 Geburten je Ehe notwendig wären. Der Geburtenüberschuß des Landes wird an die Städte abgegeben, die veröden müßten, wenn sie

diesen Zustrom vom Lande nicht bekämen. Heute sind noch 22 Millionen Deutsche bäuerlich tätig, das heißt, fest mit der Heimatscholle verbunden und verwachsen. Entfernung von der Mutter Erde bedeutet Bluts- und Rassenzerfall. Darum muß durch Neubildung deutschen Bauerntums dafür gesorgt werden, daß dieser Bluts- quell nicht versiegt, sondern neu gestärkt wird.

Menschenarme Räume sind nicht nur in Kriegs-, sondern auch in Friedenszeiten vom bevölkerungspolitischen Standpunkt aus in einem Lande unerwünscht.

Ein Beispiel gibt wieder der deutsche Osten. Hier herrscht der landwirtschaftliche Großbesitz in einzelnen Gegenden vor. Die Bevölkerungsdichte ist daher gering. Durch Ansiedlung von erblich- tüchtigen und erbfähigen Neubauern wird die Bevölkerungszahl bald vergrößert. Genaue Ergebnisse liegen bereits aus den Gegenden vor, wo Neubauern ange- selt wurden. Es ist interessant zu erfahren, daß die Mindestzahl der Einwohner bei Neusiedlungen um 60 v. H., im Durchschnitt um über 100 v. H. gestiegen ist. Ein einzelner Fall, der zwar nicht verallgemeinert werden kann, zeigt sogar, daß die Einwohnerzahl sich bei einer Auf- siedlung um 428 v. H. vermehrt hat.

Neubildung von deutschem Bauerntum ist notwendig für die Sicherstellung der deutschen Volksernährung. In erster Linie ist sie dort erwünscht, wo gleichzeitig neues Kulturland oder neues Land gewonnen wird. Im Rahmen der Erzeugungsschlacht hat man bereits mit großem Arbeitsvorhaben eingesetzt. In groß- zügiger Weise wird mit der Kultivierung von Mooren begonnen. In allen deut- schen Gauen ist bereits der Reichsarbeits- dienst eingesetzt und hat die Kulturarbeiten aufgenommen.

Rund 200 000 Hektar sind in Angriff genommen. Insgesamt schätzt man, daß rund 2 Millionen Hektar Neuland durch die Kultivierung von Hoch- und Nie- derungsmooren gewonnen werden können. Das ist sehr viel, wenn man bedenkt, daß die landwirtschaftlich genutzte Fläche

Deutschlands insgesamt ungefähr 30 Millionen Hektar beträgt. Darüber hinaus ist man mit unbeugsamer Energie daran gegangen, auch dem Meer Land abzugewinnen. Mehrere tausend Hektar Neuland sind das Ergebnis von mehrjährigen Bemühungen und mehrere hundert Bauernhöfe konnten bereits ihren Besitzern übergeben werden. Die Neubildung deutschen Bauerntums hilft dadurch mit, die deutsche Nahrungsfreiheit zu erringen.

Auch für die Lösung der Landarbeiterfrage ist die Neubildung deutschen Bauerntums eine unbedingte Notwendigkeit. Seit jeher ist dieses Problem ein Sorgenkind gewesen, und das geflügelte Wort von der Landflucht ist zum Schlagwort geworden. Der Landarbeiter hat zwar eine

schöne aber auch eine schwere Arbeit zu leisten. Manche Annehmlichkeit des Lebens muß er sich versagen. Aber gerade der treue Landarbeiter verdient es, daß ihm eine Aufstiegsmöglichkeit gegeben wird. Diese findet er bei der Neubildung deutschen Bauerntums. Dort ist die Möglichkeit gegeben, ihm den Weg zur eigenen Scholle zu bahnen, soweit er in rassistischer und völkischer Hinsicht ein wertvoller Mensch ist.

Die verschiedensten Notwendigkeiten sprechen also dafür, die Neubildung deutschen Bauerntums mit starker Hand durchzuführen. Dieses Werk wird eine der ganz großen Taten sein. Die Nachwelt wird uns bewundern, wenn es gelingt, auch diese Frage zu lösen.

Der Kaspar Schenk von Strümpfelbach

Von Georg Schmückle

Vom Stiftskirchenturm der herzoglichen Stadt Stuttgart schepperte aufgeregt das Armsünderglöcklein.

Die Tausende, die sich um die Richtstätte drängten, stellten sich auf die Fußspitzen, um zu erspähen, wie verängstigte Menschen die Köpfe ihrer Kameraden vom Richtblock herabrollen sehen mußten, bis sie selber an die Reihe kamen.

Droben auf dem Balkon der Herzogsburg stand inmitten von Herren und Frauen des Hofes der Herzog Ulrich, lachend und böse Wiße reizend. Ganz vorne stand er an der Rampe im braunen Lederkoller und grünen Federhut. Immer wieder, wenn ein armer Teufel zitternd seinen Kopf auf den Block legte, schaute der Henker empor zum Herzog. Hob dieser die Hand, schlug der Henker zu. Der Herzog hatte es so befohlen, denn es war seine eigenste Sache, um die da drunten die Köpfe fielen.

Seine Bauern hatten sich im Remstal zusammengerotet und auf der Schorndorfer Wiese einen gewaltigen Haufen gebildet.

Da war der rote Uß mit der ganzen

Berwegenheit seines Herrentums allein hineingeritten in die tobenden, rasenden Bauern.

Eine Partisane war ihm hart am Herzen vorbeigefahren, und nur ein kühner Sprung seines Hengstes hatte ihn aus den Bauernspießen hinausgetragen.

Nun war er dabei, eigenhändig den Schlußstrich unter die böse Rechnung zu machen.

Eintönig wimmerte das Armsünderglöcklein. Immer kleiner wurde das Häuflein, das zum Richtblock vorrückte, zu zwei und zwei, jeweils einen Priester dazwischen, der die Sterbegebete mürmelte.

Langsam schob es sich in der engen Gasse vor, an deren Ende der Scharfrichter mit breitem Grinsen wartete.

Ein Fiebern ging durch die Zuschauer. Frauen sanken um und mußten weggetragen werden.

Droben aber auf dem Balkon stand der rote Uß, ein kaltes Lächeln um den Mund.

Er hob die Rechte. Dreizehnmal wirbelten die Trommeln.

Dreizehnmal rollte ein Kopf über das Pflaster, gradaus, nach rechts, nach links

— die Köpfe lagen da wie ausgespuckte Kirschenkerne.

Da fuhr dem Herzog ein abwegiger Gedanke durchs Gehirn . . .

Der Vierzehnte, der Müller von Endersbach, hatte den Kopf auf den Richtblock gelegt, der Henker schaute auf den Herzog, die Trommler warteten auf ihr Zeichen —



Immer kleiner wurde das Häuflein, das zum Richtblock vorrückte.

Aber die behandschuhte Faust hob sich nicht von der Brüstung.

Die Menge wurde unruhig. Regungslos mit seinem gefrorenen Lächeln stand der Herzog.

Die Spannung der fiebernden Menschen steigerte sich bis zum Unerträglichen. Der auf dem Richtblock flehte zu seinem Herrgott, der Henker möge zuschlagen.

Droben an der Rampe stand der Herzog, die beiden Fäuste aufgestemmt.

Da brach sich ein herzoglicher Diener Bahn durch die Menge.

Der Fürst hatte die beiden letzten Verurteilten vor sich befohlen.

Man führte sie hinauf auf den Altan.

Da standen sie vor dem Herrn über Leben und Tod, zwei lidmäßige Kerle, auflackerndes Hoffen in den Augen des Müllers von Endersbach, eiskalter Hohn in den Augen des andern.

Der rote Uß maß sie mit seinem Raubtierblick.

Hatte er im Sinn gehabt, mit den

beiden Rahe und Maus zu spielen, so verstellte ihm der zweite sein Spiel.

„Wer hat dich heißen ein Rührauf machen?“ fragte er ihn.

Sagt nicht der Bursche: „Mich einer heißen? Ihr ziehet fehl am Strick, Herr Herzog! Ich han die andern heißen ein Rührauf machen!“

War der Delinquent ein ganzer Kerl, so war der Herzog in seiner Art nicht minder einer. Hier spürte er Hartholz. Fragte weiter: „Warum hast du die andern heißen ein Rührauf machen?“

„Der Frag mach ich mich ledig, Herr Herzog! Um ein Linsengericht! Um ein Rahebredel! Mein Uhne hat die Rems uf und abe gfiicht seiner Lebtag, vom großen Holder zur Reihermühl. Der Vatter het's grad so ghalten und i nit anders. Ist der Vogt von Schorndorfen kummen, hat ein Lermen und Geschell gemacht, mi einturnt als ein Loder und Strauchdieb! Um die Fisch in der Rems han ich ein Rührauf gmacht, Herr Herzog.“

„So ist mein Vogt ein rechter Vogt gewest, ich will ihm ein Dank wissen darum!“ höhnte der Herzog.

„Ob der Vogt ein rechter Vogt gewest, das soll mir in kurzer Weil der Herrgott selber sagen!“

„Bin ich recht bericht, so bistu ein Landsknecht gewest“, erwiderte der Herzog, „will eim alten Landser ein Würfelspiel wohl vergunnen. Ich stell dein Allraummännle, dann es ganget um ein höheren Einsatz dann die Fisch in der Rems! — Bringet ein Trummen und Würffspiel!“

Zwei Diener rollten eine mächtige Trommel heran, drei Würfel klapperten auf dem Kalbfell.

„Uß“, rief der Herzog, „eim das Leben, eim der Tod!“

Auffstöhnend vor Angst und Hoffen griff der Müller von Endersbach nach den Würfeln; der Landsknecht aber lachte dem Herzog ins Gesicht: „Ich will der Würfel müßig bleiben, Herr! Da sei Gott davor, daß ich wollt eim gueten Gesellen den Tod zuspiesen!“

Der Müller aber hob mit zitternden

Händen die Würfel. Mit geschlossenen Augen tat er seinen Wurf; und schwer wie Blei, als sperrten sie sich, rollten sie übers Kalbfell. Es war, als lähme sie die Angst des Spielers.

Es war kein guter Wurf und es war kein schlechter Wurf.

Der arme Teufel zitterte dem Leben entgegen.

Aller Augen richteten sich auf den Landsknecht.

„Machet ein End, Herr Herzog, ich würfel nit um mein Leben! Der Meister Hämmerlein standet müßig, und die Leut wöllen heim!“

Dabei beharrte er.

Der Herzog betrachtete sich den Kerl von oben bis unten, dann sagte er: „So will ich for dich die Knöchel werfen!“

„Alsdann sei Gott mein getrewen Gesellen gnädig!“

Da nahm der Herzog ganz, ganz langsam die drei Würfel in seine Rechte und ließ kein Auge von dem Kerl, ob nicht ein Zucken in seinem Antlitz seine Angst vertrate. Er hob die Rechte, wiegte sie ein paarmal hin und her. Der Landsknecht aber lächelte, als ginge das Spiel um einen Schoppen Strümpfelbacher.

Da entrollten die Würfel der herzoglichen Hand, tanzten lustig und überschlugen sich wohl zehnmal; denn es ist leichter um das Leben eines andern zu würfeln, als um das eigene.

Es lagen drei runde Sechser.

Der um sein Leben gebangt hatte, sank ohnmächtig zusammen, denn seine Seele

war den Aufregungen nicht mehr gewachsen. Er merkte es gar nicht mehr, wie sie ihn die Treppe hinunterzogen und ihm drunten den Kopf abschlugen.

Droben auf dem Altan aber gab der Bauer dem Herzog das Spiel auf Landsknechtart zurück, so daß der Herzog, so oft



Es lagen drei runde Sechser.

er an die Stunde dachte, ein leises Grauen verspürte.

„Herr Herzog, Mann wider Mann, ih solltet Ihr mir den Gegenwurf ton!“

„Soll ich leicht mit dem Kaspar Schenk von Strümpfelbach um mein Leben knobeln?“ lachte der rote Uß.

„Loset, Herr Herzog! Mir standet die Gerechtigkeit zu in der Rems, do heißet kein Maus kein Faden nit ab, trotz roter Schuch und verfluchten römischen Praktiken! Und was mein Leben anlanget, ist keiner, der mir's kann abstreiten, ih sah ich mein Eigen. Und Ihr, Herr Herzog, solltet mir den Widerpart halten. Herr Herzog: Ich sah mein Leben, Ihr die Fisch!“

Der Bauer stellte sich dem Herzog auf gleich und gleich!

Dem Herzog fuhr der rote Fuchs ins Gesicht, und alle guten und bösen Geister zuckten darin durcheinander.

Der Kaspar Schenk aber packte die Würfel vom Kalbsfell und wartete nicht lange auf den Entscheid des Fürsten.

Da schrie sich der Herzog den aufbrennenden Zorn vom Herzen: „Willtu vor dem Herzog stolzieren? Will der Bauer vor dem Herzog einhergan? Poh Natter, vermein, der arm Kunrat hett sein Hoffahrt no nit verlorn!“

Steht nicht der Kerl breitspurig und lacht, als stünd er mit dem roten Uß auf du und du: „Do hent Ihr recht, Herr Herzog, die alten Landser hent kein Unstand nit!“ Und treuherzig legte er die Würfel zurück und schob sie dem Herzog zu, damit dieser den ersten Wurf tue.

Der war selber ein Kerl von Stahl und Eisen, und das Herz lacht ihm im Leibe, wenn ihn rechter Mannesmut ansprang. Um alle Welt hätte er es nicht zeigen können, deckte es vielmehr gerne mit einem bösen Worte zu.

Also griff er die Würfel, schaute dem Kaspar Schenk ins Auge und sagte: „Ein gut Forellenwasser gegen ein Rothpauren ist ein fast ongleich Spill; gute Fisch gibts nit so viel wie schlechte Pauren! Dennoch will ich dir den Willen ton, so du darauf beharrest. Ih merk wohl auf, Kaspar Schenk, dann bei meiner herzoglichen Ehr, so du verlierst, ist dein Leben verton.“

„Also soll's gelten, Herr Herzog!“

Ein sonderlich Jahr

Anno Christi 1537 ist gar ein kühler Sommer gewesen, bis man auf Petri und Pauli und auch hernach im Juli die Stuben hat einheizen müssen. Um Martini fiel eine ungewöhnliche Wärme ein, die währte durch den ganzen Winter, also daß die Jungfrauen auf das neue Jahr 1538 und um der Heiligen Drei Könige Tag von Viole, Kornblumen, Stiefmütterchen und anderen Blumen haben Kränze getragen.

Der Herzog hob die Hand und ließ sie wieder sinken. Er mußte sich den Kerl noch einmal ansehen. Der aber schaute zu, als ginge ihn der Handel gar nichts an.

„Ein Deifelskerl“, murmelte der rote Uß, dann ließ er rollen.

Drei Fünfer lagen obenauf!

„Poh“, sagte der Kaspar Schenk von Strümpfelbach, „meine Fischlein wollen mir nit ins Netz, iz muß die Mueter Gottes ein übrigs ton, so sie mir ein Wohl will.“ Nahm die Würfel und warf sie klappernd übers Kalbsfell, nicht anders, als ob er im Krug zu Strümpfelbach um die Seche würfelte.

Zwei Fünfer lagen obenauf, der dritte sprang über die Trommel und rollte den gepflasterten Balkon entlang.

Der Kaspar Schenk aber tat die sechs Schritte zu dem Würfel nicht, sondern sagte zu dem Stadtknecht, der ihn vorgeführt hatte: „Willtu mir ein Liebs erweisen, so gang und lueg, was der Würfel zeigt!“

Es waren aber schon etliche zugesprungen, und einer rief, daß es ein Sechser sei.

„Du bist wahrhaftig ein onerschrodener Kerle und herzhaster Gefell“, sagte der rote Uß, „ich will dich zum Förster machen im Schurwald.“

„Das will ich gerne ton, Herr Herzog, und dabei auch getrew sein, zuvor idoch will ich in meim Wasser fischen drei Täg und drei Nacht. Und dem Vogt von Schorndorfen will ich lassen ein Posten zukommen, daß er müg, wofern es ihn lüft, mir die Würm nachtragen!“

Die Bauersleute fingen gleich nach diesen Tagen an, auf dem Felde zu arbeiten, als wenn schon der Lenz vorhanden wäre. Die Bäume und Weinreben waren im März schon grün und blühten allenthalben, aber um die Mitte des April kam Reifen und eine strenge Kälte, die nahmen Laub und Gras hinweg.

Thüringische Chronik.